

WILLY: Pimprenette.

MIT BILDERN
von

ART. SCHEINER



VERLAG:
G. GRIMM
BUDAPEST



Pimprenette

Von demselben Autor sind erschienen:

Claudines Schuljahre	3 Kr. 60 H. = 3 Mark
Claudine in Paris	3 Kr. 60 H. = 3 Mark
Claudines Ehe	3 Kr. 60 H. = 3 Mark
Claudine geht	3 Kr. 60 H. = 3 Mark
Die Geliebte des Prinzen Jean	3 Kr. 60 H. = 3 Mark
Minna	2 Kr. 40 H. = 2 Mark
Minnas Eheirungen	2 Kr. 40 H. = 2 Mark
Prinzenspiele	2 Kr. 40 H. = 2 Mark
Suzette will mich verlassen	2 Kr. 40 H. = 2 Mark
Annies Geständnisse	2 Kr. 40 H. = 2 Mark
Ein hässlicher Herr	2 Kr. 40 H. = 2 Mark
Ein sauberer kleiner Alter	2 Kr. 40 H. = 2 Mark

Bimprenette

Von
Willy

Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen

Mit Bildern von
Art. Scheiner



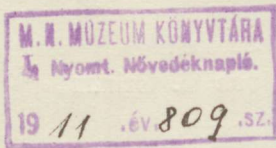
Budapest
Verlag von G. Grimm
1911

~~P. az. 706/9~~
~~1706~~

Buchdruckerei Révai & Salamon Budapest.



54781



Pimprenette.

I.

René de Gernys erwachte auf den Ruf:
„Paris=Sport! Komplet!“

Noch ganz verschlafen bedauerte er zunächst, nach einer am Kartentische verbrachten Nacht, so lange geschlafen und noch mehr das Rennen in Auteuil verpaßt zu haben, wo er, wie er sich beim Schlafengehen vorgesetzt hatte, wenigstens auf vier Pferde gewinnen wollte. Nach dem üblichen Räkeln hatte er bald den größten Teil seines Verstandes wieder beisammen und da bemerkte er durch den Spalt zwischen den Vorhängen ein zweifellos morgendliches Licht und sah, daß seine Uhr 26 Minuten vor Zwölf zeigte: an diesen Anzeichen erkannte er, daß der Ausrufer des Paris=Sport kein anderer war, als der schelmische Papagei der Madame Gaillat, seiner Portiersfrau, der die Resultate der Wettrennen zu den unmöglichsten Stunden ausrief.

Wenn aber die Stimme dieses Klettervogels so deutlich zu ihm drang, dann konnte er mit

Bestimmtheit daraus schließen, daß Madame Gaillat den Bauer des Schwägers im Hofe aufgestellt hatte, und folglich schönes Wetter war. Er freute sich über die milde Temperatur und den heiteren Himmel wie über ein günstiges Vorzeichen; wie die meisten Menschen, denen im Leben wenig Glückliches zuteil geworden, war er ein entschiedener Optimist und hatte zuversichtliches Vertrauen in seinen Stern, den er übrigens nicht kannte — denn er verstand nichts von Astronomie und ebensowenig von Astrologie.

In der That war das Leben bisher nicht zu schlecht mit ihm verfahren. Da das Geschick wollte, daß René frühzeitig verwaist werde, hatte die Vorsehung sich darin gütig erwiesen, daß sie ihm seine Mutter bei seiner Geburt genommen hatte, wodurch ihm ein herber Schmerz erspart blieb; und wenn der liebe Gott in seiner Barmherzigkeit acht Jahre später den Herrn de Gernys, seinen Vater abberufen hatte, so war das offenbar deshalb geschehen, damit dieser Edelmann keine Zeit habe, das Vermögen völlig durchzubringen, für das er seinem Sohne verantwortlich war. Etwa vierzigtausend Franken entgingen so, dank seinem frühzeitigen Tode, der Kasse der Spielhöllen: ein ehrlicher Vormund hatte die Zinsen auf die Erziehung des Kindes verwandt, bis zu dem Tage, wo er seinem Mündel das Kapital aushändigte, das immerhin bedeutend war, da der junge Gernys, trotz der sehr tätigen Mithilfe eines halben Duzends intimer Freunde, fast drei Jahre brauchte, um es zu vergeuden.

Wenn er an dieses verschwundene Erbteil dachte, konnte René den Verlust desselben nicht zu sehr beklagen: seine Armut hatte ihn von den Borgern befreit; sie hatte ihm auch gezeigt, daß seine fünfundzwanzig Jahre und sein blonder Schnurrbart ihm seitens der Frauen dieselben Gefälligkeiten einbrachten, die er früher großmütig bezahlt hatte, und die ihm nun, weil unentgeltlich, viel köstlicher schienen. Außerdem lebte er vollständig glücklich mit fünfzehn oder zwanzig Louisdors monatlich und machte nur wenig Schulden. Seinen Lebensunterhalt bot ihm die Literatur, worin sich zeigte, daß er Glück hatte. Er hatte, wie das Jünglingen, die durch ihre klassischen Studien zu keinem bestimmten Berufe vorbereitet worden sind, häufig passiert, ein hübsches Talent in sich entdeckt, und — was viel seltener ist — er hatte dafür Verwendung gefunden: sein sicherstes Einkommen, ein monatliches Fixum von zweihundert Franken, bekam er von der „Zeitung für die Jugend“, in der er wöchentlich die „Chronik des Onkels Ruchen“ veröffentlichte. Seine Arbeiten wurden sehr geschätzt; getäuscht durch sein Pseudonym, schrieben die Familienmütter aus der Provinz an diesen Jüngling: „Mein Herr und lieber Onkel“, um von dem vermeintlichen Greise seine Ansicht über die verschiedenen Erziehungsmethoden zu erbitten, und der ehrwürdige Redakteur dieses Familienblattes, Vater Teubner, bezeugte René ein unbegrenztes Vertrauen und eine väterliche Zuneigung.

Zugleich brachte Gernys kleinere Artikel in der

Theaterzeitung „Comoedia“ unter und Novellen überall da, wo man welche von ihm annehmen wollte: die meisten erschienen im „Geilen Bock“, der wenig bezahlte, aber doch bezahlte und dessen Name allein schon anzeigt, daß der Stil ein ganz anderer sein mußte, als für die unkelschaften Artikel der „Zeitung für die Jugend“. Von Zeit zu Zeit bestellte auch ein großer Branntweinfabrikant einen Vorrat von Bierzeiligen, für fünf Mark das Stück, zum Lobe seiner verschiedenen Liköre-Poesien, die René dann später in den Zeitungen, zwischen der Photographie und der eigenhändigen Unterschrift berühmter Schauspieler fand.

So schlug er sich im allgemeinen recht und schlecht durch, hatte zu essen, leistete einmal jährlich seinem Schneider eine kleine Abschlagszahlung, bezahlte ziemlich regelmäßig seine Miete für die kleine Parterrewohnung (zwei Zimmer und eine Küche, die als Ankleidezimmer diente) in der Rue Montaigne nach hinten heraus, stand in großer Achtung bei seiner Portiersfrau, die ihm als Aufwärterin diente, und brachte es noch dabei fertig, alle Monate drei oder vier Louisdor für die sogenannte Verbesserung der Pferderassen zu opfern.

Einige unbedeutende Liebesabenteuer, einige Partien Billard, um die Zeche gespielt, ein Poker um einen Frank, oder ein Bridge um einen Centime den Point, füllten die Abende aus, an denen er ausnahmsweise nicht ins Theater ging, weil er kein Freibillett hatte. Seine fröhliche Jugend ersetzte das,

was an diesen Vergnügungen eitel war; doch sah er voraus, daß sie ihm nicht immer genügen würde, daß er, wenn „die große Liebe“ käme, doch andere Mittel haben müsse, daß er auf jeden Fall bald kein kleiner junger Mann mehr sein würde und eines schönen Tages, wie seine Kameraden, größere Ansprüche machen und auch „Jemand“ sein wollte. Aber er war fest überzeugt, daß er an dem Tage ganz bestimmt ein bedeutendes Talent in sich entdecken würde, um seinen erwachenden Ehrgeiz zu befriedigen, vielleicht sogar Genie, und daß er ohne Anstrengung einen „schönen Roman“, oder ein „hervorragendes Lustspiel“ schreiben würde, das ihm auf einmal Ruhm, Reichtum, die Palmen der Akademie und die Mißachtung der neuen Revuen eintragen würde.

Für den Augenblick war er aber mit seinem Lose zufrieden und begnügte sich damit, kindliche Prosa mit gewollter Einfältigkeit leicht aufs Papier zu werfen, oder Verse für einen Frank fünfundzwanzig das Stück zu verbrechen, zum Lobe des „Aprikosenlikörs“ oder der „Crème de Cacao“. Und er dankte dem unbekannten Gotte, dessen besondere Fürsorge es ihm möglich machte, bis Mittag im Bette zu bleiben, während so viele junge Leute, die weniger begünstigt sind, gezwungen waren, um ihr Brod zu verdienen, von Morgens neun Uhr an auf einem weniger bequemen Pulte in irgend einem Ministerialbureau zu schlafen.

Nachdem er sich nun endlich aus seinen Laken herausgewickelt hatte, ging René de Gernys in seine

Rüchle, die ihm als Toilette diente, wobei er unterwegs seine Korrespondenz an sich nahm, die ihm seine Portiersfrau unter die Tür geschoben hatte: die neueste Nummer der „Zeitung für die Jugend“, ein Brief, an dessen Aufschrift er die Hand des Buchhalters bei Tourtelot, dem Direktor des „geilen Bocks“ erkannte, und einen Rohrpostbrief, dessen Umschlag ihm die greisenhafte Krizelei des alten Teubner zeigte, der die Kinderzeitung redigierte. Gernys bedankte sich in Gedanken bei Madame Gaillat, die den Schlaf ihres Mieters gegen das Läuten des Telegraphenboten verteidigt hatte, und erbrach zuerst den Brief; denn er legte dem Geschwätz des alten Teubner keine Wichtigkeit bei, selbst wenn es mit der Rohrpost angekommen war.

Tourtelot schrieb:

„Mein kleiner Gernys!

Sie sind wohl übergeschnappt? oder wollen Sie sich über mich lustig machen? Haben Sie denn wirklich auch nur eine Viertelminute glauben können, daß ich Ihren Unsinn, den Sie, ich weiß nicht warum, mit „Düfel Kuchen“ unterzeichnen, abdrucken würde? Diese Geschichte von einem kleinen Mädchen, die Strafe bekommt, weil sie an der Flasche gezogen hat, die für ihren kleinen Bruder bestimmt war, interessiert vielleicht Kinder, aber die Leser des „geilen Bocks“ essen solchen „Kuchen“ nicht; die wollen Schinken, das wissen Sie doch, saftigen Schinken!

Trotzdem aber, bin ich ganz der Ihrige

Jules Tourtelot.“

— Ach so! dachte Gernys ganz vergnügt, ich habe ihm meinen Artikel geschickt, der für die Kinderzeitung bestimmt war. Das ist drollig!

Das war drollig, allerdings. Aber...

— Aber, Donnerwetter! sagte sich der junge Mann, nachdem er die ganze Komik dieses Irrtums ausgekostet hatte, dann habe ich der Kinderzeitung meinen Artikel über „Pimprenette“ eingeschickt, der für den „geilen Bock“ bestimmt war, in dem ich so deutlich beschrieben habe, welche Genugtuung ich empfunden habe, das Lager dieses reizenden Theaterdämchens zu teilen! ... Das ist schon weniger drollig!

Es war allerdings weniger drollig ... Und sogar ...

— Und sogar! Millionen Bombenschlag! habe ich wie gewöhnlich mein Ei erst im letzten Augenblicke gelegt und direkt in die Druckerei geschickt, ohne es dem Vater Teubner zu zeigen! Wenn nur der Esel von einem Drucker gemerkt hat, daß da ein Irrtum vorliegt ... und den Artikel nicht gesetzt hat ... Das, das wäre doch schlimm!

Und es war schlimm! ... denn als er den Streifen von der „Zeitung für die Jugend“ weggerissen hatte, konnte René de Gernys gleich auf der ersten Seite seinen Artikel lesen, den er für die Kundschaft des „geilen Bockes“ geliefert hatte:

Pimprenette.

Andere haben von ihrem Talente erzählt und durch welche raffinierte Mischung von Schüchternheit

und Ausgelassenheit diese so lebenswahre und junge Schauspielerin in fast vierhundertundfünfzig Vorstellungen die Zuschauer des reizenden Lustspiels von Beber: das Straßenmädchen bezaubert hat.

Doch muß ich als Schriftsteller, oder bescheidener gesagt, als Mann von der Feder sagen, daß diese meine Bewunderung für die, die unser geistreicher Kollege Henry Maugis, eine königliche Hoheit und einige Bedorzugte in familiärer Weise Pimpin nennen, nichts mit der Literatur zu tun hat: den Beweis dafür hat man darin, daß ich und mehrere Tausend andere mit mir für Pimprenette gleich vom ersten Auftreten an geschwärmt haben, als sie im Imperia-Theater in der Revue von Dingskirchen auftrat, ein Machwerk, das doch sicher keinen Anspruch darauf machen kann, mit Literatur etwas gemein zu haben!

Ich begreife sehr wohl, daß Pimprenette es durch den Zauber einer ungeahnten Kunst fertig gebracht hat, den recht erbärmlichen Couplets im „Streif der Minderjährigen“ eine perverse, schmerzliche und herausfordernde Grazie zu verleihen — jawohl, das alles zusammen! — so daß sich das Publikum einen Augenblick fragte, ob die Autoren nicht von einem Genieblitze erleuchtet seien! Wenn sie aber auch diesen blöden Text nicht verklärt, wenn sie ihn abgeleiert hätte, wie irgend eine Flore Vison, so würde mir Pimprenette doch unvergleichlich erschienen sein.

Sie hat von den Göttern die hohe Gabe erhalten,

daß ihre Wirkung auf das Publikum von ihrer Persönlichkeit ausgeht, noch ehe sie ihren kindlichen und reizenden Mund aufthut. Ich kann aber die Wirkung auf die Zuschauer nicht genauer schildern, ohne den Herausgeber dieser Zeitung und den Verfasser dieses Artikels der gerichtlichen Verfolgung auszusetzen.

Sie erschien so leuchtend weiß und rosig unter ihrem feinen Goldhaar, daß man nicht daran zweifeln konnte, sie bilde eine wunderbare Ausnahme von der Regel, daß blonde Frauen irgendwo immer dunkel sind; und als sie autrat mit ihrer großen Beilchenaugen, die so erstaunt und schüchtern dreinblickten, mit ihren kindlichen Lippen, ihren grübchenbesäeten Grazie und ihren Aphroditebeinen — um nur von dem zu sprechen, was ihr berückendes Kostüm sehen ließ — da ergriff eine gewaltige, siegreiche Begier alle Männer, und ich glaube auch einen großen Teil der Frauen, die im Saale anwesend waren; mehr als das Beifallklatschen bezeugten die gespannt auf die Debütantin gerichteten Blicke ihren Triumph.

Ich habe seither Pimprenette nie wieder gesehen, ohne ebenso lebhaft, ebenso plötzliche Wirkung zu verspüren wie am ersten Abende: ich bin ein Proletarier, verliebt in einen Stern. Doch schmeichle ich mir nicht, daß meine Flamme bis zu Pimprenette hinanreicht; dagegen kann ich mich rühmen, nie einen faderen Einfaltspinsel angetroffen zu haben, als den Kritiker Ernst-Julius — diesen Mann, der vergebens versucht, sich aus zwei Vor-

namen einen Namen zu machen (wie Maugis sagt) — und der in einem Berichte sagt, er bedaure, nicht dreißig Jahre älter zu sein, um Fräulein Pimprenette von Folligny richtig schätzen zu können, die den älteren Herren so teuer zu sein scheint! Dieser vierzigjährige Schreibfuli möge es mir nicht verübeln: aber Pimprenette verführt jedes Alter ohne Unterschied: meine fünfundzwanzig Jahre können sich kein begehrenswerteres Weib denken; das beweist aber unumstößlich, daß ihm nicht nur Geist fehlt, sondern auch sonst noch etwas . . . Pimprenette mag sich trösten! sie hat das Ohr ihres Publikums, wenn nicht das dieses Ernst-Julius; denn Ernst-Julius ist der Kritiker mit dem abgeschnittenen Ohre!

Wir aber, mein Herr, haben den Kopf anders beschaffen . . . und auch alles übrige!

René de Gernys.

Nachdem der unterzeichnete Gernys (René de) seine Prosa überlesen hatte, gestand er sich ohne Zögern, daß dieser Artikel in einer Zeitschrift für Kinder von 7—12 Jahren wirklich schlecht angebracht sei, und er ahnte, daß der Rohrpostbrief, den er noch nicht geöffnet hatte, ganz etwas anderes als Komplimente enthielt.

Und, in der That fand er, als er ihn erbrach, einen Scheck von fünfhundert Franken. Diese Entdeckung versetzte ihn in Erstaunen und Freude:

— Was? eine Gratifikation!

Es war aber auch ein Brief mit vier engbeschriebenen Seiten dabei, auf dünnstem Postpapier:

„Das riecht nach Seife!“ sagte sich René, der jung und noch nicht blasirt genug war, um nicht für sich selbst Wize zu machen.

„Mein Herr, ich mache Ihnen keine Vorwürfe, begann Vater Teubner; ich sage Ihnen nicht . . .“ Und der würdige Greis brachte dann alle die Vorwürfe an, die er nicht sagen zu wollen angekündigt hatte: René habe sein Vertrauen schändlich mißbraucht, indem er sich zu einem schlechten Witz hätte hinreißen lassen, der einer schlechten Handlung ver-teufelt ähnlich sei; die Nummern des Blattes, die die Druckerei direkt unter Kreuzband an die Abonnenten verschickte, seien schon expediert gewesen, als der arme Herr Teubner von dem „infamen Artikel“ Kenntnis bekommen habe: insolgedessen würden viele Abonnenten abspringen und unzählige Familienväter in gerechtem Zorne wütende Briefe schreiben; die Kinder würden diese schändliche Pornographie lesen. . . Herr de Gernys würde daher nicht über die notwendige Folge — die er vielleicht vorausgesehen hätte — erstaunt sein, wenn die Redaktion der Zeitung auf seine weiteren Dienste verzichte. In Anbetracht der Beweggründe dieser plötzlichen Entlassung würde ein Richter wohl dahin entscheiden, daß der entlassene Redakteur keinerlei Anspruch auf Entschädigung habe, daß er, im Gegenteil, dem Besitzer des Blattes, dessen Renommee er geschädigt habe, eher noch für den Schaden haftbar sei. „Aber es widerstrebt uns“, schloß Vater Teubner, „mit Ihnen fernerhin in irgendwelche Berührung zu

kommen und deshalb haben wir beschlossen, Ihnen, obwohl nichts uns zu einer solchen Großmut zwingen kann, die übliche Abstandssumme auszusahlen: drei Monate Ihres Gehaltes. Da unsere Kasse Ihnen einen Vorschuß von hundert Franken gegeben hat, finden Sie anbei fünfhundert Franken.

Adieu, mein Herr.“

— Das ist dumm, murmelte René vor sich hin, aber ohne rechte Überzeugung, denn er glaubte bei seinem Optimismus, daß sich das alles wieder werde in Ordnung bringen lassen . . .

— Und dann, nein, das ist doch nicht so dumm! Ich habe ja fünfhundert Franken! Ich habe seit lange Zeit eine so große Summe nicht beisammen gehabt. Fünfhundert Franken, Donnerwetter! Das ist doch kein Pappenstiel! Mit fünfhundert Franken kann man weit kommen!

Und ganz munter bei dem Gedanken an die Möglichkeiten, die er im Geiste vor sich sah, nahm René de Gernys seine Dusche.

Eine Stunde später frühstückte er in einem Restaurant auf den Boulevards, gegenüber vom Crédit Lyonnais, wo er seinen Scheck eingelöst hatte. Unterwegs hatte er drei Exemplare der „Zeitung für die Jugend“ gekauft; davon adressierte er je eines an Fräulein Pimprenette von Folligny, an Herrn Henry Maugis und an Herrn Ernst-Julius.

Darauf begab er sich auf die Rennbahn in Auteuil, im Taxi-Auto, aus Furcht, nicht früh genug zum ersten Rennen anzulangen.

II.

Obwohl René de Gernys zweifellos Optimist war, hatte er doch einen praktischen Verstand und so zufrieden er auch über die unvorhergesehenen fünfhundert Franken war, vergaß er doch nicht, daß dieser augenblickliche Reichtum das Versiegen seines monatlichen Fixums im Gefolge hatte, das ihm bisher, trotz der Geringsfügigkeit, nicht verachtenswert erschienen war, und daß er in Zukunft nur auf die zweifelhafte und unregelmäßige Hilfsquelle hie und da angebrachter Artikel rechnen konnte.

Er war sich auch darüber klar, daß seine fünfhundert Franken nicht für alle Bedürfnisse ausreichen würden, die ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren in der Zeit seines Lebens haben würde, die noch vor ihm lag.

Glücklicherweise fiel ihm dieses kleine Kapital gerade in dem Augenblicke zu, wo er es leicht verdoppeln konnte; selten war das Programm eines Renntages günstiger für den Erfolg eines vorsichtigen Spielers gewesen: René hatte auf drei

mögliche Outsiders und drei Favorits, die nicht geschlagen werden konnten, gewettet. Unter diesen Umständen hätte es schon mit dem Teufel zugehn müssen, wenn er dabei nicht seine Tausendfranken-
note mit nach Hause brächte!

Ja ... aber es ging mit dem Teufel zu: keiner von den Outsiders, auf deren gewinnbringenden Sieg René gerechnet hatte, konnte bis ans Ziel mitlaufen, und auch die drei unbesiegbaren Favorits wurden geschlagen. René kam von Auteuil zurück mit im ganzen dreiundzwanzig Franken fünfund-
siebzig Centimes in landläufiger Münze, einem italienischen Zweifousstück und einem bleiernen Zweifrankenstück mit der Jahreszahl 1898. Dieses Unglück hatte aber seinen Stolz nicht zu bändigen vermocht; doch begann er sich zu fragen, ob er nicht zufällig doch wohl Pech hätte?

Er wies diese entmutigende Annahme von sich. Er hatte schließlich doch bloß den Betrag seiner Abfertigung verloren; das Mißlingen seiner Wetten versetzte ihn doch einfach in die — zugegebenermaßen etwas heikle — Lage, in der er sich befunden haben würde, wenn die Großmut des Vaters Teubner ihm nicht diese letzte, völlig unverdiente Zahlung geleistet hätte. So hatte also René doch kein Pech; er hatte bloß eben kein Glück, das war alles.

Diese Erwägungen überzeugten ihn, daß er sich das Abenteuer nicht allzusehr zu Herzen nehmen müsse; und seiner guten Gewohnheit gemäß, sich von jeder Erwägung überzeugen zu lassen, die zu

beruhigenden Schlüssen führte, fügte er sich derselben wie einem großmütigen Sieger.

Um sein Gehirn nicht zu überbürden, verschob er es auf den anderen Tag, zu untersuchen, ob der Augenblick nicht wohl gekommen sei, in sich Talent oder gar Genie zu entdecken, oder doch wenigstens Arbeitslust, die er dann zunächst zur Anfertigung eines Romans oder Theaterstückes verwenden würde.

Er verbrachte seinen Abend in den Folies-Bachère, wo er Zerstreuung fand an dem vergeblichen Bemühen der schönen Utero, die schon so lange schön ist, ein gleichgültiges Publikum zu erwärmen; dann begeisterte er sich für einen armlosen Bein-künstler, der mit den Füßen alles vollbrachte, was andere Sterbliche gewöhnlich mit den Händen tun — so schneuzte er sich mit dem Fuße — und dadurch zur Genüge bewies, daß der Ackerbau, wenn ihm auch Arme fehlen, sich genügen könne, wenn er einen besseren Nutzen aus seinen unteren Extremitäten zu ziehen verstände.

Nach dem Theater ging er schön artig nach Hause, da er mit den Dämchen des Wandelganges nur harmloses Geschäfter ohne ernste Folgen getrieben hatte, als er beim Criterion in der Saint-Lazarestraße angerufen wurde: er erkannte an einem Tische auf dem Trottoir den plattrandigen Hut, den dicken Schnurrbart und den Bauch Henry Maugis', alles das vor einer amerikanischen Mixtur und einem Stoß von Tassen.

— Setzen Sie sich dorthin, junger Gernys!

— Teurer Meister . . .

— Nennen Sie mich Maugis, liebes Kind!
Was trinken Sie?

— Ein Glas Bier.

— Ein Glas Bier! Warum nicht gleich Zuckerwasser? . . . Fred, machen Sie diesem Jüngling einmal einen Sherry-Gobler fertig . . . Gernys, ich habe Ihre „Zeitung für die Jugend“ bekommen. Nicht schlecht, Ihr Artikel; sie streuen Pimpin Weihrauch: gut! Sie sind im Vorbeigehen nett gegen mich: sehr gut! Und Sie reißen diesen Schmierfink Ernst-Julius herunter: das ist ausgezeichnet! Das vergelte ich Ihnen, Kleiner . . .

— Aber das ist doch ganz einfach; ich habe doch nur gesagt, was ich dachte . . .

Maugis hob die verzückten Augen zu dem Zeltdach empor, das den Himmel verdeckte:

— Und bei alledem ist er noch aufrichtig! René, kein Wort mehr, oder ich lasse dich einrahmen! . . . Und dann, wenn Sie es auf ein Mädchen abgesehen haben, dann schicken Sie keinen anderen, um es ihr zu sagen!

— Mein Gott! sagte René etwas unsicher, ich bin vielleicht etwas zu lebhaft im Ausdrucke meiner Gefühle gewesen . . .

— Aber nein! ich mache Ihnen darüber keinen Vorwurf: Sie gehen entschlossen aufs Ziel los, das steht Ihrem Alter an . . . Diese Kühnheit hat übrigens der Person nicht mißfallen, das kann ich Ihnen sagen: ich habe Pimprenette besucht, heute Abend

in ihrer Loge. Sie hat mich gefragt, was Sie für ein Mensch wären: Sie kennen Pimpin also gar nicht?

— Persönlich? Leider nein. Verloren in der Masse ihrer anonymen Verehrer . . .

— Schon gut! und um aus der Anonymität herauszutreten, haben Sie Ihren Dithyrambus geschmiedet!

— Ich muß Ihnen unter uns gestehen, daß ich allerdings einen Hintergedanken dabei gehabt habe: ich würde mich sehr glücklich schätzen, Pimprenettes Bekanntschaft zu machen. Da habe ich also einen Pfahl eingeschlagen . . .

— Ah! Ah! einen Pfahl! Das Kind hat Ausdrücke! Ein netter Pfahl! Und diesen Pfahl schlägt er ganz kaltblütig in eine Zeitung für Kinder! Das hat mich übrigens am meisten gewundert, wissen Sie!

René erklärte, durch welchen Irrtum der Artikel für den „geilen Boß“ seine Schamlosigkeit in der Zeitung für Kinder breit machte. Maugis lachte ganz unbändig:

— Oh! die Gesichter in den Familien!

Und dann setzte er ernster hinzu:

— Ich frage Sie nicht, ob man Sie an die Luft gesetzt hat?

— Ohne Zögern! antwortete Gernys lächelnd.

— Wenn es eine Gerechtigkeit gibt, wird Pimpin Sie in natura entschädigen.

René hielt es für angezeigt zu fragen:

— Also, Herr Maugis...

— Himmeldonnerwetter! schnitt dieser ihm das Wort ab. Dieser junge Federfuchser treibt doch die Unverschämtheit zu weit: erst sagt er „teurer Meister“ und nun nennt er mich „Herr!“ ... Man sagt „Maugis“, merken Sie sich das, junger Tagedieb!

— Also, Maugis, da mein Artikel Pimprenette nicht mißfallen hat, würden Sie es nicht verweigern, mich gelegentlich vorzustellen?

— Nein, mein Kind, des verweigere ich nicht... Aber das ist ganz überflüssig: Sie brauchen mich nicht dazu, sich bei ihr einzuführen, wenn ich mich englisch ausdrücken darf. Gehen Sie zu ihr!

— Aber vielleicht wäre es korrekter...

— Langweilen Sie mich nicht mit Ihrer Korrektheit! Ich sage Ihnen, und Pimpin hat es mir gesagt, daß sie sich freuen würde, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen. Ich wiederhole es Ihnen also: gehen Sie zu ihr! Sie wird Sie nicht fressen... oder doch wenigstens nicht ganz...

— Oh!

— Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß sie Ihnen Geschmack an ihren Lippen und an ihren verborgenen Reizen beibringt: Pimprenette hat schon öfter in großherziger Weise ihre Person eingesetzt, für nichts, für ihr Vergnügen. Es genügt, einen günstigen Augenblick zu treffen und im Leben Pimpins gibt es viele günstige Augenblicke, aus denen nicht wenige Leute wonnige Viertelstunden gemacht haben. Und wenn es übrigens zwischen euch

beiden nicht bis zur endgültigen Umarmung kommt, so wird sie doch immer eine gute Kameradin für Sie sein . . .

— Das ist auch schon der Mühe wert!

— Das ist noch lange nicht dasselbe . . . Aber es ist auch nicht zu verachten. Also noch einmal, gehen Sie zu Pimpin und dann vorwärts!

Am folgenden Nachmittag läutete René de Gernys, dem Kate Maugis' folgend, an der Tür des Fräuleins Pimprenette von Folligny.

Raum hatte die Kammerzofe ihm die Tür geöffnet, als eine Stimme ertönte, die so gebieterisch klang, daß René keinen Augenblick daran zweifeln konnte, daß es die Herrin des Hauses und des Prinzen Mihail war, die sprach:

— Ich bin für Niemand zu Hause, mit Ausnahme des Prinzen, natürlich!

Das Kammerkätzchen lächelte und machte eine ironische Handbewegung, die da bedeutete: „Sie haben es gehört? Sie sind kein Prinz? Also!“

René lächelte ebenfalls, obwohl er nicht die geringste Lust dazu hatte, und übergab seine Visitenkarte:

— Ich bedaure. Wollen Sie das der Gnädigen geben . . .

Und dann stieg er, etwas melancholisch, nicht allzurasch die Treppen wieder hinab. Raum war er aber unten, als er rufen hörte:

— Mein Herr! Wenn es gefällig ist!

über das Geländer gebeugt, rief ihm die

Kammerzofe diese Worte zu, wobei sich eine dunkle Locke aus ihrem Haarknoten löste:

— Die Gnädige wünscht Sie zu sprechen.

Flink sprang René die Stufen wieder hinauf, mit der freudigen Energie eines Soldaten, der am letzten Tage der Manöver Sturm läuft, und sein Herz schlug den Marsch dazu.

Man führte ihn in ein helles Boudoir, dessen Einrichtung er nicht prüfen konnte, da Fräulein von Folligny vor ihm stand, lächelnd, in einem japanischen Kimono, der ihr reizend saß und unter dem man ihren Körper, frei von jeder Rüstung, geschmeidig und graziös ahnte.

— Entschuldigen Sie mich, sagte sie, ich erwarte Momo ... ich will sagen Monseigneur ... Michail ... na, den Prinzen, meinen Freund! Er reist heute Abend nach London, wo er zwei oder drei Tage bleiben wird und kommt hier vorbei, wenn er zum Bahnhofe fährt: er will dann mit mir allein sein.

— Das ist ein sehr natürliches Verlangen ...

— Sie sehen, ich bin nicht einmal angezogen ... aber ich wollte Ihnen doch sogleich für Ihren so liebenswürdigen Artikel danken ... Michail wird auch wohl kaum vor einer Stunde hier sein: da können wir unterdessen ein wenig plaudern.

— Das wollen wir, stimmte René begeistert zu ... Also, meine bescheidene Prosa hat Ihnen nicht zu sehr mißfallen?

— Welche Frage! Ich bin eine kleine Schauspielerin, müssen Sie wissen: je mehr man von mir

in den Zeitungen spricht, desto lieber ist mir das . . . Und wenn man dabei noch Ernst-Julius ein paar Hiebe versetzt, dann kennt meine Freude keine Grenzen mehr!

— Ich sehe, daß Sie darin einer Ansicht mit Maugis sind.

— Über Ernst-Julius? Sicher! Dieser elende Lump hat geschrieben, ich hätte kein Talent!

— So ein Tölpel, murmelte René mit dem Ausdrucke festester Überzeugung.

— Sie haben recht daran getan, ihn herunterzureißen! Famos! Der Kritiker mit dem abgeschnittenen Ohr! Es macht mir Freude, daß Sie das geschrieben haben! Sie fahren so fort, nicht wahr? Sagen Sie mir, daß Sie das wiederholen werden.

— Ich werde es so oft wiederholen, wie es Ihnen beliebt, versprach René mit einer gewissen absichtlichen Zweideutigkeit, über die sich Pimprenette lustig machte:

— Rühmen Sie sich nur nicht zu sehr! sagte sie.

René, der nicht gekommen war, um über den Kritiker Ernst-Julius zu sprechen, fuhr fort:

— Ist es also wahr, meine Bemerkungen haben Sie nicht beleidigt? Ich fürchtete, daß die etwas lebhaftere Fassung gewisser Komplimente . . .

— Was denken Sie! Sie haben gesagt, ich hätte Beine wie Venus, das kann ich doch nicht als eine Beleidigung auffassen.

— Es war aber auch eine Vermutung da . . .,

deren Kühnheit ich mir vorwerfe — fuhr der Schwerenöter fort — in Betreff . . .

— In Betreff?

— Gewisser Unterschiede in der Farbe, die . . .

— Ah, ich weiß: das ist wirklich etwas sehr stark! Es gibt wirklich keine Kinder mehr!

— Ich bin kein Kind mehr.

— Doch, doch! Kommen Sie einmal her zu mir auf den Divan, daß man Sie sehen kann, Sie Rindskopf.

René beeilte sich, diesem Befehle nachzukommen, ergriff versuchshalber die Hand Pimprenettes und stellte sich, als sei er ein erkannter Mann, damit sie nicht dagegen protestiere.

— Ich bin fünfundzwanzig Jahre alt, erstens; und folglich bin ich älter als Sie, zweitens!

— Ganze zwei Jahre, das ist wahr. Aber mein Kleiner, fuhr Pimprenette fort, in einem Tone, als verkündige sie ewige Wahrheiten, wenn ein Mann nicht zehn Jahre älter ist als eine Frau, dann ist er jünger als sie.

— Schön, und nun noch ein wenig mehr und Sie beweisen mir, daß Sie meine Mutter sind!

— Kennen Sie überhaupt das Leben?

— Na! Und Sie?

— Da stehe ich Ihnen dafür, mein Kleiner! Meine dreiundzwanzig . . . Sagen Sie mal, gefällt Ihnen mein Arm?

René sah einer Ausgrabung von Erinnerungen entgegen und hatte, um sich die Zeit zu vertreiben,

den schönsten Arm von der Halbwelt aus dem Kimono hervorgezogen.

— Ob er mir gefällt! rief er aus.

Und mit entsprechendem Gesichtsausdruck:

— Ist es gestattet?

— Ja, es ist gestattet, unter der Bedingung, daß Sie sich ruhig verhalten, und nichts weiter! . . . Ob ich es kenne, das Leben, mein Kleiner! Meine dreiundzwanzig Jahre haben allerlei zu sehen bekommen, wovon Sie sich keinen Begriff machen. Seitdem Vater Tardot, der gute Alte, mich emporgebracht hat, fehlt es mir ja an nichts mehr, ich habe alles was ich will; aber vorher, mein Junge! Wenn ich an meinen Anfang denke! Die Provinz! . . . Was ist das für Sie, die Provinz? . . .

René scherzte:

— Graue Häuser . . ., Familie . . ., Kirche . . ., alte Bäume . . .

— Oh ja, Fortunio! . . . Für mich ist die Provinz das Caféchantant, wo man nach dem Singen mit dem Teller herumgehen muß, das Tingeltangel für Soldaten, wo das Publikum seinen Ulf mit uns treibt!

— Nein!

— Doch! Das ist für mich die Provinz . . . Und die Gäste, mit denen man trinken muß und schön tun . . . und die Preßbengel, die in ihren Revolverblättchen über Einen losziehen . . . Und der „Kamerad“, der Einen prügelt, der Einem die paar Groschen abnimmt, die man verdient, den

man erträgt, weil man doch Einen haben muß, der Einen verteidigt . . . und der Einen doch am Ende nie verteidigt, das muß man ihm nachsagen . . . Ich habe das alles gekannt!

Gernys hörte einen Augenblick auf, Pimprenettes Handfläche zu küssen und hob die Augen zu der jungen Frau empor: eine Träne glänzte darin. Da zog er sie, in einem Anfluge von Großmut, bei dem sein Egoismus gut auf seine Kosten kam, heftig an sich, um sie zu trösten.

Sie ließ es geschehen, solange die Umarmung noch als eine brüderliche gelten konnte; aber es zeigte sich bald, daß es sich um etwas anderes handelte, als Brüderlichkeit. Pimprenette sagte sanft, daß sie böse werden würde.

— Seien Sie artig, kleiner Junge: ein Arm um meine Taille, das mag angehen! Aber die andere Hand muß stille bleiben! Warum öffnet sie meinen Kimono? Und dann habe ich fast nichts darunter!

— Sie verleumdten sich selbst! protestierte Gernys galant.

— Ich will sagen: wenig Kleidung.

— Das ist schon zuviel!

— Ich sage Ihnen noch einmal, tun Sie Ihre Hand weg. Lassen Sie meine linke Brust in Ruhe . . ., und auch die rechte! . . . Es ist wirklich unerhört, Sie kennen mich kaum, und . . .

— Das ist es eben, ich suche Sie kennen zu lernen! . . .

— So? Sie werden Ihre Untersuchungen ein anderes Mal fortsetzen. Nehmen Sie Ihre Hand weg und ich verspreche Ihnen eine Belohnung.

René fügte sich.

— So, nun habe ich eine Hand zuviel. Was soll ich damit anfangen?

— Nichts, die soll verdienstermaßen ausruhen.

— Und meine Belohnung?

— Ich gestatte Ihnen, mich zu küssen . . . in den Nacken, ich weise Ihnen den Platz an.

— Ich bin dazu bereit.

— Der Herr ist recht gnädig!

Der Schnurrbart Renés preßte sich mit Vergnügen auf den runden Nacken. Darauf erklärte er:

— Nun will ich etwas anderes.

— Nein, nein, das ist alles für heute!

— Doch! Ich habe einen sehr liebenswürdigen Artikel für Sie geschrieben, ich habe Ernst-Julius in den Staub getreten: Sie müssen mich auch küssen!

— In den Nacken?

— Wo Sie wollen, ich weise den Platz nicht an.

— Machen Sie die Augen zu und halten Sie die Hände auf den Rücken . . ., auf Ihren Rücken!

René war nicht sicher.

— Sie werden mir doch nicht einen schlechten Streich spielen und austneifen?

— Mach' die Augen zu, kleiner Dummkopf!

Er gehorchte, beruhigt durch das Duzen — und der reizende Mund Pimprenettes drückte sich

auf seinen — und es war ein sehr langer Kuß. Ehe er noch zu Ende war, waren die Hände René's schon nicht mehr auf seinem Rücken, sondern kneteten fieberhaft an Pimprenettes Körper herum; als diese sich endlich losmachte, war es die höchste Zeit!

— Spitzbube! sagte sie, etwas außer Atem . . .

Und nun ist die Sache zu Ende.

Aber Gernys wollte wieder anfangen.

— Nein, erklärte Pimprenette: ich habe Ihnen gesagt . . . ich erwarte den Prinzen! . . .

— Ich bin Republikaner.

Pimprenette sah den jungen Mann ungemein wohlwollend an: offenbar gefiel ihr René sehr gut.

— Wenn es nicht für den Prinzen ist, so ist es für mich, daß ich Sie bitte, etwas weniger ungeduldig zu sein . . . Wissen Sie: ich glaube zu erraten, was Sie wollen . . . Ich sage nicht nein . . . ich sage sogar ja . . . ich sage ja! . . . aber nur jetzt nicht, kleines Leckermaul! Siehst du, Liebling, ich hasse es . . . schnell zu essen: ich will gerne kosten, du nicht?

— Doch, gewiß! Aber wann?

— Nun! Heute Abend! Du gehst jetzt ruhig fort; heute Nacht ist Momo — der Prinz, in London: da holst mich am Theater ab, wir soupiieren zusammen und dann . . . ja dann gehen wir nach Hause . . .

— Ein jeder zu dir?

— Ein jeder zu mir! . . . Aber was hast du, mein Lieber, ist dir nicht wohl?

Gernys war ganz blaß geworden. Es kam

ihm plötzlich in den Sinn, daß einer der Artikel dieses Programmes unausführbar war: das Souper! Natürlich würde sich Pimprenette nicht mit Sauerkraut und Schinken begnügen, sondern in einem der feinen Restaurants essen wollen, wo man schon, ehe man sitzt, einen Louis verausgabt hat. Und sein ganzes Vermögen betrug gerade neunzehn Franken fünfzig. Was tun? was sagen? Er wollte nicht auf das verzichten, was nach dem Souper kommen sollte!

Pimprenette beobachtete ihn sehr aufmerksam.

— Geliebte, stottert er, glaubst du nicht... es scheint mir... es wäre wohl besser... gleich hierher zurück zu kommen... nach dem Theater.

— Warum? es würde mir Freude machen, mit Dir zu soupieren! Du schämst dich doch nicht, mit mir gesehen zu werden?

— Wie kannst du nur so etwas denken?... Ich sage das nicht meinetwegen... Wenn der Prinz es erführe...

— Momo? Der hat schon ganz was anderes erfahren!... Das hat nichts auf sich. Er ist... unter uns, sehr anspruchsvoll, ... aber nicht eifersüchtig... glücklicherweise für ihn!

— Aber...

Der kleine Fuß Pimprenettes begann sich ungeduldig zu bewegen:

— Es gibt kein „aber“. Oder vielmehr doch: du willst nicht, das sehe ich recht gut. Sage mir, warum?

Und fast sicher, richtig geraten zu haben:

— Du sitzt auf dem Trockenen?

— Nein . . . ich . . . aber . . .

— Du bist abgebrannt?

— Na, meinetwegen, ja, das bin ich!

Sie küßte ihn:

— So; nun darüber wirst du doch nicht rot werden! Kann man sich einen solchen kleinen Dummkopf vorstellen? . . . Mir liegt nichts an dem Souper, ich habe das nur so gesagt . . . Und dann, du hast so einen schönen Namen, da dachte ich, du wärest reich! Wenn ich das gewußt hätte! . . . Das macht aber nichts . . . für das übrige: wir essen hier ein wenig und sind dann um so schneller im Bett!

— Pimpin! flüsterte René dem jungen Mädchen in den Nacken, ganz begeistert von Dankbarkeit.

Die schob ihn aber sanft beiseite und sagte ernst:

— So, nun mußt du aber auch ganz ehrlich sein. Daß wir zusammen schlafen wollen, ist kein Grund, daß wir nicht gute Kameraden sein können . . . die sich ihre Leiden klagen und wenn sie können, kleine Dienste leisten . . . Na, laß nur! strecke nur deine Hand nicht aus, — die kannst du besser brauchen — um das Geld zurückzuweisen, das ich dir nicht anbieten werde! . . . Antworte nur, das ist alles: bist du bloß augenblicklich in der Klemme, oder bist du das immer?

René beichtete, wobei er eine recht gleichgültige Miene anzunehmen suchte; er gestand, daß

sich ihm eine besonders schwierige Periode eröffne, deren Dauer er noch nicht bestimmen könne.

— Also die Zeitung, in der du von mir geschrieben hast, zahlt nichts?

— Die zahlte schon recht gut; aber ich bin mit der Redaktion in Streit geraten . . . Kurz, man hat mich hinausgeworfen.

— Warum?

— Oh, nur Kleinigkeiten!

— Warum?

— Um nichts, sage ich dir; man hat gefunden, daß mein letzter Artikel nicht ganz zum Tone des Hauses paßt.

— Dein letzter Artikel? Also das ist . . . das war der Artikel über mich?

— Ich bedaure es aber gar nicht, ihn geschrieben zu haben! rief René ganz ehrlich aus. Sicher nicht!

Nun aber wurde Pimprenette ernst und das stand ihrer Art Schönheit recht gut. Übrigens steht der Schönheit Pimprenettes alles gut.

— Wie? Also meinetwegen, armer Junge! Für mich? Das geht nicht, das will ich in Ordnung bringen!

René redete es ihr langsam aus, den Vater Teubner aufzusuchen, da das hohe Alter den Redakteur der „Zeitung für die Jugend“ für die Bitten schöner Frauen gänzlich unempfindlich macht.

— Du mußt nicht lachen! sagt Pimprenette, ich denke nicht daran, dich mit dem alten Tropf auszusöhnen. Aber du hast durch mich deine Stellung verloren: ich werde dir eine andere geben!

— Die eines Geliebten der schönen Dame von Folligny ist alles, was ich von dir erbitte.

— Schön! Und dann gehst du in Restaurants für einen Frank fünfzig zum Frühstück! und wo möglich nicht alle Tage, nicht wahr? ... Nein, ich sage dir, daß ich eine Stelle für dich habe. Höre also einmal zu: der Prinz sucht gerade einen Sekretär; er wollte Maugis darum angehen. Du kannst schreiben ...

— Und rechnen ...

— Und bist intelligent, distinguiert ...

— Was sonst noch, gnädige Frau?

— Du hast einen schönen Namen mit einem „von“ davor ..., somit bist du der Sekretär Mihails, das laß nur meine Sache sein!

— Meine kleine Pimpin, du bist lieb und gut und ich danke dir aus ganzem Herzen, aber ... ich nehme das nicht an.

— Du nimmst das nicht an? Warum nicht?

— Ich will nicht der Sekretär des Prinzen sein, weil ich dich will! Darum!

Die Haltung Pimprenettes zeigte absolute Verständnislosigkeit an:

— Das macht doch nichts; das hindert doch nicht ...

— Aber doch, meine Kleine, das hindert wohl! Ich kann mich doch nicht von Mihail ernähren und von seiner Mätresse lieben lassen. Ich muß zwischen dir und dem Gelde des Prinzen wählen, und ich wähle dich!

Schöne Bedenken junger Leute! Wie unbequem würde das Leben werden, wenn man sie auch im reiferen Alter hätte!

Pimprenette geriet aus dem Erstaunen in die Bewunderung: ihre großen Augen wurden noch größer, so groß, wie die moralische Größe, die sie entdeckten; da es ihr an Vergleichungspunkten fehlte, erschien ihr das Zartgefühl René's fast übermenschlich.

— Oh, mein Lieber, was du da sagst, ist schön, ist herrlich! . . . Das geht mir über Alles — das heißt, doch nicht . . . Na, das ist fein, fein, fein!

Nun bekam auch sie Lust, großmütig zu sein: damit er das Elend nicht kennen lerne, wollte sie auf René verzichten:

— Du hast Recht, mein Lieber: du mußt wählen. Aber mich mußt du aufgeben . . . Doch, doch, begreife nur! Wenn du mich lieb hast, mußt du mir gehorchen. Ich habe es dir gesagt, ich kenne das; arm sein ist auf die Dauer nicht lustig, und ich will nicht, daß du das meinetwegen kennen lernen sollst. Meinetwegen, denke doch, Liebling! Ich würde Gewissensbisse haben und das würde mir das Leben ganz verderben . . . du willst doch nicht die Existenz Pimpins verderben? so böse bist du doch nicht! . . . Sei aufrichtig: wenn dir jemand heitemorgen gesagt hätte, daß ich nie deine Geliebte werden würde, dann hättest du dir doch deswegen kein Loch in die Haut geschossen, wie? . . . Nun, brauchst du bloß anzunehmen, daß wir uns vorhin

nicht geküßt haben, dann ist doch nichts passiert und du wirst der Sekretär Mihails.

— Pimpin, ich kann das nicht!

— Und wenn ich deine Geliebte nicht bin, dann werde ich etwas noch viel besseres sein: deine kleine Freundin, die dich sehr liebt und dir sehr ergeben ist, der du deine Leiden klagst, und die dir ihren Kummer mitteilt. Du findest immer Frauen zum . . . für das, was wir getan haben würden, wenn wir die Auseinandersetzung von vorhin nicht gehabt hätten. Aber eine Freundin, wie ich es sein kann, das findet man nicht bald . . . Wir werden uns oft sehen, fast alle Tage, und wir werden uns alles sagen! . . . Bis jetzt habe ich es abgelehnt, mit Michail in seine Heimat zu gehen: wenn er dich mit nach Morenien nimmt, dann gehe ich diesmal mit . . . Also es gilt? Nicht wahr?

René schüttelte hartnäckig den Kopf und Pimprenette suchte nach neuen Gründen, um ihn zu überzeugen, als die Kammerzofe kam und die Ankunft Sr. Hoheit meldete.

— Sehr schön! rief Pimprenette freudig aus; Herr de Gernys erwartet ihn.

Und einen Augenblick später:

— Momo, sagte sie zu dem schönen blonden Slaven, dies ist Herr René de Gernys, den Maugis geschickt hat; ich hatte ihm gesagt, du wärest ihm verbunden, wenn er dir einen intelligenten Sekretär verschaffen könnte. Also, da ist er. Das ist rasch gegangen, wie du siehst.

— Welch ein liebenswürdiger Mann ist doch dieser Maugis für seine Freunde! Er ist stets so dienstbereit.

— Er sagt, fügte Pimprenette hinzu, Herr de Gernys sei ein vielverheißender junger Literat... Ich erinnere mich, von ihm Artikel gelesen zu haben, die ganz beachtenswert waren: er sprach darin von mir sehr liebenswürdig.

— Also, mein Herr, erklärte Mihaïl mit vieler Leutseligkeit, dann ist das, wenigstens was mich angeht, eine abgemachte Sache: Sie haben die Unterstützung Pimprenettes und die Maugis', bessere Empfehlungen können Sie nicht haben. Ich verreise sogleich auf drei Tage: sobald ich zurückkomme, treten Sie Ihre Stelle bei mir an... die übrigens nicht allzu anstrengend ist, besonders wenn wir nicht nach Morenien reisen.

Wie das ganz natürlich ist, stand René seit der Ankunft des Prinzen weniger unter dem persönlichen Einflusse Pimprenettes und beurteilte infolgedessen besser die Vorteile der Stellung, die man ihm anbot. Er machte noch eine letzte ehrliche Anstrengung, um den verlockenden Antrag abzulehnen. Vielleicht wünschte er im Grunde wirklich noch seine Freiheit zu bewahren; man ist manchmal so furchtbar dumm!

— Hoheit, ich bin von Ihrer Güte verwirrt. Doch muß ich Ihnen sagen, daß mir etwas mangelt, um den Posten auszufüllen, den Sie mir anvertrauen wollen.

— Was denn?

— Ich spreche französisch; auch verstehe ich ein wenig englisch und deutsch; aber ich habe keine Ahnung vom Morenischen!

Der Prinz lachte laut auf:

— Oh, das Morenische, das hat gar keine Bedeutung! Bei uns spricht nur das Volk die Nationalsprache; die ganze gute Gesellschaft, und nicht nur der Adel, sondern auch die Bürgerschaft, spricht französisch; ich gebrauche in meiner Korrespondenz keine andere Sprache. Wir haben ein französisches Theater in Savaci, unserer Hauptstadt; unsere beiden Hauptzeitungen werden vollständig in französischer Sprache gedruckt, und sogar der Morenische Sozialist, der einigen Millionären gehört, gibt die Hauptartikel in französischer Übersetzung. Übrigens ist das Morenische eine sehr leichte Sprache, die Sie bald erlernen werden; Sie werden es sicher bald ebenso gut schreiben, wie ich; ich mache übrigens mehr Fehler im Morenischen als im Französischen . . . So sind wir also einig?

— Gewiß, Hoheit.

— Dann treten Sie also, wie ich schon sagte, in drei Tagen Ihr Amt an. Auf Wiedersehen, Herr de Gernys; danken Sie, bitte, Herrn Maugis recht herzlich in meinem Namen.

— Ich schulde ihm, wie Ihnen, Hoheit, die größte Dankbarkeit. Mein Fräulein . . .

Und so verabschiedete sich René. Er war sich noch nicht recht klar darüber, ob er über die Stelle, die er gefunden hatte, vergnügt sein, oder über das

Fehlgeschlagen bei Bimprenette betrübt sein sollte. Die frische Luft aber tat das übrige, um den sinnlichen Rausch zu verscheuchen, und von da ab konnte das Bedauern, auf die Gunst der Mätresse des Prinzen verzichten zu müssen, nicht lange der Freude Stand halten, für die er sie geopfert hatte.

Ohne Zögern ging er hin und bestellte sich sogleich neue Visitenkarten:

RENÉ DE GERNYS

PRIVATSEKRETÄR

SR. H. DES PRINZEN MIHAIL VON MORENIEN.

III.

Die schöne Haltung des jungen Gernys, der darauf verzichtete, die reizende Pimprenette im Sinne der Bibel zu erkennen, trotzdem er sie lebhaft begehrte, und sie gern bereit war, sein Entgegenkommen günstig aufzunehmen, — dieses so achtenswerte Bedenken rief bei Henry Maugis keine sonderliche Bewunderung hervor, als René nicht ohne Stolz ihm Mitteilung davon machte.

Der dicke Mann sagte nachlässig, in dem Tone, den man bei gewöhnlichen Höflichkeitsfloskeln anwendet :

— Das ist sehr gut, was Sie da nicht getan haben !

Nach kurzer Zeit fügte er, diesmal im Tone ruhiger Überzeugung hinzu :

— Sie weichen übrigens nur zurück, um desto besser zu — springen !

René protestierte etwas pikirt darüber, daß man nicht an die Dauer seines Heldenumutes glauben wollte.

— Sie begreifen, ich bin der Sekretär des Prinzen. Folglich gebietet mir das elementarste Zartgefühl . . .

— Das elementarste Zartgefühl, schnitt Maugis ab, ist ebenso wenig, wie die elementarste Mathematik, jedem Menschen zugänglich; ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie es besitzen, ich zweifle auch nicht, daß Sie sich bis zum speziellen Zartgefühl erheben werden. Aber!

— Aber was?

— Aber die Leute mit dem Zartgefühl machen genau dieselben kleinen Schweinereien, wie alle anderen; sie brauchen bloß etwas mehr Zeit, sich zu entschließen.

— Unsinn!

— Nein. Auf unseren besonderen Fall angewendet möchte ich sagen: Es ist ohne Beispiel, daß zwei Menschen, Männlein und Weiblein, beide von demselben Wunsche beseelt, das Werk des Fleisches zu vollbringen, dies schließlich nicht faktisch ausführten, — natürlich unter der Voraussetzung, daß ihr Zögern nicht durch materielle Hindernisse erklärt wird.

— Also, Sie glauben nicht an moralische Hindernisse?

— Eines schönen Tages, oder in einer schönen Nacht pfeift man auf die moralischen Hindernisse.

— Das werden wir sehen!

— Sie werden es wenigstens sehen; denn ich zweifle, daß Sie mich einladen werden, das scham-

lose Schauspiel zu betrachten, wenn die triumphierende Natur die Moralität besiegt. Auf jeden Fall kommt bald die Stunde, wo Sie die Beziehungen zwischen Pimprenette und dem Prinzen einerseits und zwischen dem Prinzen und Ihnen andererseits vollständig vergessen und wo Sie den Sekretär mit den überflüssigen Kleidern ausziehen und nichts anderes als ein Mann sein werden, im männlichsten Sinne des Wortes. Man schmolzt nicht ewig mit seinem Leibe: ich denke, es dauert etwa acht Tage, sagen wir vierzehn, und sprechen wir nicht mehr davon!

Vielleicht wäre die Prophezeiung in der kurzen Zeit in Erfüllung gegangen, die er angegeben hatte, wenn Maugis sie nicht ausgesprochen hätte; so aber kam die Eigenliebe Renés, der gar zu gern die Bewunderung dieses Skeptikers erzwingen wollte, seinen Bedenken mächtig zu Hilfe, die allerdings in bedeutender Weise schwächer wurden: nach einem vollen Monate waren er und Pimprenette Freunde, aber weiter nichts.

Dieses Beibehalten des Status quo befriedigte weit eher den Stolz Renés, als seine geheime Begierde, er gestand es sich aber nicht zu. Pimprenette aber war, nachdem sie achtundvierzig Stunden über dieses erhabene Verzichten ganz außer sich vor Freude und Stolz gewesen, in ihrer berechtigten Eitelkeit als hübsches Mädchen und in ihren geheimen Begierden enttäuscht, was sie sich sehr wohl eingestand — sie sagte es aber nicht.

Ohne Zweifel hatte es ihr zunächst geschmeichelt,

von einem hübschen und zartfühlenden jungen Manne bemerkt und ausgezeichnet zu werden, und sie hatte ihm eine außergewöhnliche Freundschaft angetragen, von der jeder physische Verkehr ausgeschlossen sein sollte. Unglücklicherweise aber neigten alle Gefühle dieser glühenden Natur unverzüglich zur Sinnlichkeit und sie bemerkte bald, daß ihre Bewunderung für die Zurückhaltung René's nur ihr Wohlgefallen an der Person des jungen Mannes, der so heroischer Bedenken fähig war, gesteigert hatte.

Aus Furcht jedoch, in den Augen dieses Parfidal an Achtung zu verlieren, hütete sie sich sorglichst, merken zu lassen, wie sehr sie danach schmachtete, die Monotonie des freundschaftlichen Beisammenseins durch lebhaftere Zwischenspiele zu unterbrechen.

Es machte ihr doch Spaß, in ihren harmlosen Unterhaltungen die ruhige Frau zu spielen, die weit entfernt davon ist, an die Kleinigkeit zu denken und fest überzeugt, ihren Freund nicht in Versuchung führen zu können, den sie so behandelte, als wäre es ein ganz alter Bekannter, mit dem man keine Umstände macht, und den man so empfängt „wie man ist“ — selbst wenn man im hübschen Husarenkostüm aus der Operette ist, im Korsett und Spizenhöschchen, oder ganz einfach nackt unter einem Bademantel.

— Keine Koketterie unter uns! sagte sie mit geheuchelter Unschuld. Das wäre unserer Freundschaft unwürdig!

Durch diese Abwesenheit von Koketterie lernte René es kennen, wie schwer die Rolle des keuschen Joseph zu spielen ist, besonders wenn man nicht die Flucht ergreifen und nicht lächerlich erscheinen will. Auch er zeigte äußerlich die vollkommenste Ruhe und eine unerschütterliche Kaltblütigkeit, wobei er Pimprenette gegenüber die ruhige Aufmerksamkeit an den Tag legte, die etwa ein Kenner für ein Kunstwerk hat.

Um ihn bei diesem Unternehmen zu unterstützen, ließ ihn das Glück in der Umgebung Pimprenettes eine heilsame Ablenkung finden; viele junge Persönchen kamen ihm in zuvorkommender Weise entgegen, ebenso wohl seiner einnehmenden Erscheinung wegen, als auch wegen des Renommees, das er bald hatte, der Geliebte Pimprenettes zu sein: es ist immer angenehm einer Kameradin ihren Liebsten wegzufischen, besonders einer Kameradin, die so im Vordergrunde steht. Wenige Freundinnen Pimprenettes versagten sich das Vergnügen; sie genossen dafür in den Armen René's andere, lebhaftere, da sie von dem Feuer prostituierten, das Pimpin entfachte und von der ganzen Glut, die René für die Frau empfand, die er hartnäckig „respektierte“ und die diesen beharrlichen Respekt nachgerade langweilig, wenn nicht gar beleidigend fand.

Pimprenette entsagte nun ihrerseits nicht, ihre flüchtigen Launen zu befriedigen, sowohl um René zu ärgern, als auch um nichts an ihren Gewohnheiten zu ändern, und bald war es ein Komiker,

von dem man sagte, daß er sogar bei den intimsten Sachen possierlich sei, bald ein kräftiger Maschinist, oder sonst jemand, und „da man sich unter Freunden alles sagt“, so erzählte sie Gernys ihre Abenteuer mit allen Einzelheiten.

Und da Gernys auch nicht zurückbleiben wollte, berichtete er ihr über die gefälligen Komödiantinnen; so plauderten sie lange als gute Kameraden, die sich ihre galanten Abenteuer erzählen; und sie hörten einander zu, heimlich wütend, aber befriedigt lächelnd. Beide priesen, mit der gleichen Falschheit, diese paradoxe Freundschaft, die ihnen gestattete, sich gegenseitig ohne Zurückhaltung zu schildern.

Auf diese Weise unterhielten sie sich fast täglich; denn der brave Mihail hatte es wohl bemerkt, daß Pimprenette an der Gesellschaft René's Gefallen fand, und wenn ihn gesellschaftliche Verpflichtungen abhielten, schickte er seinen Sekretär zu ihr, um ihr die Zeit zu vertreiben.

Bei diesem Spiele, das sich so häufig wiederholte, wuchs ihre gegenseitige Begierde; weder René noch Pimpin täuschte sich über die Komödie, die sie sich leisteten; beide zeigten dieselbe Hartnäckigkeit, das erste „Ich will!“ zurückzudrängen, das jeder auf den Lippen des anderen erwartete, und durch das man sich für besiegt erklären würde. Gernys konnte sich dabei noch mit seiner hohlen Meinung stärken, daß sein Widerstand einem edlen Motiv entspringe; aber Pimprenette fühlte sich gedemüthigt: „Er ist reizend, aber er ist dumm“, dachte sie; und

sie wurde nervös, weil sie ahnte, daß auch er dachte: „Sie ist köstlich und ich bin ein Tropf“.

Infolge dieses bewußten und gewollten Widerfinns geschah es zuweilen, daß Pimpin René recht haßte. Sie wünschte ihn zu strafen und beschloß, mit ihm zu brechen . . . Um aber mit René zu brechen, mußte sie mit Mihail brechen.

Der Aufenthalt des Prinzen in Paris ging seinem Ende entgegen: unter dem Vorwande einer „Studienreise“ hatte er Morenien seit einem Jahre verlassen, und trotz der Erleichterungen, die ihm seine Eigenschaft als Better seines Souveräns verschaffte, konnte er sich doch nicht der Pflicht entziehen, wenigstens für sechs Monate das Kommando über die Kavalleriedivision zu übernehmen, deren Chef er war.

Mihail wünschte nun nichts sehnlicher, als Pimprenette mit nach Savaci zu nehmen; aber sie hatte lange Zeit hindurch nur geringe Neigung an den Tag gelegt, die Hauptstadt der französischen Republik mit der des Fürstentums Morenien zu vertauschen. Doch hatte Pimpin vor kurzem, als Mihail René de Gernys zu seinen Privatsekretär ernannt hatte, mehr dem Gedanken zugeneigt, in der Heimat ihres offiziellen Liebhabers längeren Aufenthalt zu nehmen. Es wurden sogar schon Vorbereitungen zu dieser Reise getroffen, als sie, René zum Ärger, ihr Ohr den Vorschlägen der Konkurrenz zu leihen begann, die sie in Paris zurückbehalten wollte.

Der Herr Sekretär war der erste, der von diesem Umschwunge benachrichtigt wurde:

— Siehst du das? sagte ihm Pimprenette eines Tages, und hielt ihm ein Exemplar von Racines „Phädra“ hin, das sie in der Hand hatte, als der junge Mann bei ihr eintrat.

— Ich sehe es, sagte René.

Und er setzte ernst hinzu:

— Das ist ein Meisterwerk.

Denn er wußte, daß es Pimprenette nicht gern sah, wenn man ihre sprunghaften Versuche, die Lücken ihrer Bildung auszufüllen, ironisch behandelte.

— Du fragst mich nicht, warum ich das lese? uhr sie nervös fort.

— Doch wohl deshalb, um es kennen zu lernen! erwiderte René ohne Arg.

Umsomehr war er erstaunt, als er mit folgender Replik an die Gebote der Höflichkeit erinnert wurde:

— Ich habe keine solche Erziehung genossen, wie du, das ist möglich! Aber ich habe auch nicht auf dich gewartet, um meine Klassiker kennen zu lernen

Meine Klassiker! Pimprenettes Klassiker! Diese stolze Besitzerklärung stürzte René in bodenlose Abgründe der Verblüffung. Da er aber fühlte, daß seine schöne Freundin einer nervösen Krise ganz nahe war, hütete er sich wohlweislich zu spotten und erklärte, daß er keineswegs die Absicht habe, ihr etwas unangenehmes zu sagen.

Aber Pimprenette wollte um jeden Preis beleidigt sein.

— Ja, ja! ich weiß es wohl: ihr betrachtet mich ...

— Wir?

— Du auf jeden Fall betrachtest mich wie eine Komödiantin, die eben gut genug dazu ist, das Bein zu heben ... Laß mich ausreden ... Ich, mein Lieber, habe höhere Pläne: ich „lese“ Bhädra nicht, ich „studiere“ Bhädra.

— Ah?

— Und ich studiere sie, weil ich sie spielen werde.

— Du willst Bhädra spielen?

— Jawohl, mein Herr!

— Und wo das?

Pimprenette hob die Augen zur Decke, wie jemand, dem man eine so dumme Frage stellt, daß er zögert, darauf zu antworten; endlich sagte sie, in einem Tone, wie sie auf die Frage, wo London läge, „in Europa“ geantwortet haben würde:

— Wo das? In der Comédie-Française natürlich.

Auf diese Ungeheuerlichkeit hin hoffte René, daß das Ganze, trotz des ernststen Tones Pimprenettes, auf einen Scherz hinausliefe, der mit unvergleichlicher Kunst in ernstem Tone vorgetragen worden. Er glaubte daher ein Kompliment zu machen, als er sagte:

— Na, weißt du! Ich bin da schön hereingefallen!

— Auf was hereingefallen? entgegnete sie bitter.

— Ich will sagen, daß ich auf dein . . . daß ich dir geglaubt habe.

— Aber, mein Lieber, ich habe keineswegs die Absicht zu scherzen: das ist der heiligste Ernst...

— Das ist Ernst? Du wirst bei Claretie auftreten?

— Das kommt nur auf mich an . . .

— Wann? Nächste Woche?

— René, du bringst mich noch um mit deiner Spötere! Es handelt sich nicht um die nächste Woche: man geht nicht in die Comédie-Française wie in eine Mühle . . .

— Pimpin, ich habe umso weniger an einen solchen Vergleich gedacht, als ich noch nie in eine Mühle gegangen bin, so daß ich . . .

— Oh! genug! . . . Ich kann in der Comédie engagiert werden, w a n n ich will: es handelt sich um einige Monate . . .

Gernys merkte, daß die Unterhaltung einen bissigen Charakter annahm und er hoffte Pimprenette zu beruhigen, wenn er die Aufnahme der jungen Frau in die Truppe Molières als eine feststehende Sache annähme:

— Also, umso besser! Pimpin, ich bin sehr erfreut darüber . . . Und da du mehrere Monate Zeit hast, trifft sich das ja ganz gut: du kannst dann während unseres Aufenthaltes in Savaci ganz nach Herzenslust studieren.

Pimprenette hatte auf diese Anspielung nur gewartet, um den entscheidenden Schlag zu führen:

— Leider würde ich in dem Falle nicht mit nach Savaci gehen, sagte sie mit leichtem Lächeln.

Sie hatte die Genugthuung zu sehn, wie René ein wenig verwirrt wurde.

— Ja, mein Kleiner, du kannst doch nicht verlangen, daß der . . . daß die Person, die mir verspricht, mich Claretie aufzunötigen, das nur für meine schönen Augen tue! Das geschieht auch ein wenig für meine ganze Person . . .

Eine leichte Beklemmung hinderte René so ganz unverfänglich zu erscheinen, als er fragte:

— Kann man den Namen dieses einflußreichen Mannes wissen?

— Es ist Biochard.

— Biochard, der Minister?

— Mein Gott, ja!

Sie log nicht: Biochard, den man lange als struppigen Deputierten gekannt, der sich aber mit dem Barbier ausgesöhnt hatte, seit ihm ein Ministerportefeuille zugefallen war, Biochard hatte sich vorgenommen, bei Pimprenette der eventuelle Nachfolger des Prinzen Mihaïl zu werden. Da er aber häßlich und fünfzigjährig war, auch trotz der Pflege, die er sich angedeihen ließ, schwerfällig blieb und viel weniger reich war als der Prinz, machte er sich keine Einbildungen darüber, daß er dem, den er zu ersetzen beabsichtigte, bedeutend nachstände; so suchte er denn als alter Politiker, der gewöhnt

ist mit vollen Händen die glänzendsten Versprechungen zu verschenken, Pimpin durch Vorspiegelung eines möglichen Eintrittes in die Comédie Française zu verführen.

Schauspieler und Wähler lassen sich leicht mit dem größten Schwindel fangen; außerdem glauben auch die Klügsten unter den Schauspielern, daß sie immer gerade für andere Fächer ganz besonders befähigt sind, als in denen sie sich hervorgetan. Es gibt wohl kaum einen Komiker, der nicht den tragischen Liebhaber spielen wollte, und keinen Tragöden, der sich nicht für ein verkanntes komisches Genie hielte. Pimprenette war auch nicht anders: gestützt auf den nun fast fünfhundertmal wiederholten Erfolg eines Vaudevilles, wobei ihre stark persönliche Phantasie und ihr perverter Reiz die Pariser gefangen genommen hatte, war sie fest davon überzeugt, daß ihr in Zukunft keine Rolle mehr unmöglich sein würde, und das unglaubliche Angebot Biochards erschien ihr wie die schuldige Anerkennung eines Kenners, der scharfsinnig genug war, alle die Hilfsquellen ihres Talentes zu würdigen, von dem das Publikum bis dahin nur die geringeren Qualitäten geschätzt hatte.

Doch mehr noch als diese Komödianteneitelkeit, die allein nicht genügt haben würde, sie den Vorschlägen des Politikers zugänglich zu machen, trieb Pimprenette der Ärger über die unglaubliche Zurückhaltung René's dazu, die Annäherungsversuche des Ministers nicht abzuweisen. Sie zögerte noch end-

gültig zuzugreifen, stellte sich jedoch, um René zu ärgern, so, als sei sie fest entschlossen:

— Wenn du übrigens wirklich mein Freund bist, wenn du es wirklich mit meiner Zukunft ernst meinst, dann kannst du mir doch nur zustimmen . . . Ja, ich weiß, ich hatte Mihaïl fast versprochen, ihn nach Morenien zu begleiten; aber bedenke, mein Kleiner, die Abwesenden haben Unrecht und man wird mich, abgesehen von der Comédie-Française, in Paris vergessen, wenn ich mich dahinten ein paar Monate lang vergrabe. Mihaïl ist eine recht annehmbare Gegenwart, ich leugne es nicht; aber ich habe doch auch wohl das Recht, an meine Zukunft zu denken . . .

— Zweifellos, stimmte René düster zu.

Er beeilte sich Abschied zu nehmen, unter dem Vorwande, für den Prinzen eine dringliche Besorgung machen zu müssen; in Wirklichkeit aber suchte er Maugis, dem er, als er ihn gefunden hatte, die Pläne Pimprenettes erzählte und den er bat einzugreifen, natürlich im Interesse Pimprenettes.

— Sie allein können das machen, Maugis, nur Sie haben Einfluß genug, um ihr, mit der Ihnen eigenen kräftigen Offenheit, die ganze Größe der Dummheit klar zu machen, die sie begehen will.

— Piochard! brummte Maugis. Sie läßt sich von einem Piochard hereinlegen! Sie ist eine dumme Gans, das Mädchen! Piochard, schäbig wie ein Auvergnat (er ist übrigens aus Pont—à—Mousson), der, seit er im Ministerium ist, die Weiber mit Sevresporzellan bezahlt! Die arme Pimpin könnte

sich die Backen voll Sèvresbiskuit stopfen! . . . Nein, ist so etwas möglich, diese dumme Pute fällt auf das Versprechen eines Engagements bei Molière herein und büffelt nun ihren Racine! . . . Da will ich doch einmal zum Rechten sehen! Ich habe selten eine schönere Gelegenheit gefunden, mich um etwas zu bekümmern, was mich nichts angeht.

Noch an demselben Abend klopfte Maugis, gegen Ende der Vorstellung an die Tür der Loge, die die Schauspielerin innehatte.

Herr Evariste-Anselme Tardot, der kleine, saubere Alte begleitete ihn, der damals fast sein ganzes Vermögen geopfert hatte, um Pimprenette in die Höhe zu bringen*: im Grunde des Herzens bewahrte er der Kleinen, für die er sich ruiniert hatte, eine zärtliche Dankbarkeit, und Pimprenette bezeugte „ihrem alten Tata“, wie sie ihn nannte, eine aufrichtige Zuneigung.

— Wer ist da? rief sie. Jetzt kann niemand kommen! Ich bin nicht angezogen, ich werde frottiert . . .

. . . Wir sind es, Tardot und Maugis! antwortete man draußen mit der Sicherheit eines Mannes, der das unfehlbare Sesam ausspricht.

Und in der Tat, sofort befahl Pimprenette:

— Machen Sie ihnen schnell auf, Frau Zephyrin.

Die Ankleidesfrau gehorchte und beehrte Maugis

* Vergleiche: Ein sauberer kleiner Alter von Willy.

Willy: Pimprenette.

und Tardot mit dem familiären Gruße, mit dem ergebene Diener den Intimen ihrer Herrschaft ihr Wohlwollen bezeugen.

Bimprenette, die, wie sie gesagt hatte, nur mit ihrer seidenweichen Haut bekleidet war, lud die Herren ein, sich zu setzen.

— Mit Euch brauche ich ja keine Umstände zu machen, nicht wahr? Ihr seht ja doch nichts Neues, weder der Eine, noch der Andere. Und wenn Euch das unangenehm ist, dann braucht Ihr ja nicht hinzusehen. Frottieren Sie nur ruhig weiter, Frau Zephyrin.

Auf die Lehne eines Sessels gestützt, bot sie der Ankleidefrau einen tadellosen Rücken und der Bewunderung der beiden Besucher eine reizende Kruppe dar.

— Wie? Das ist schön, Tardot! sagte der Schriftsteller Maugis. Das ist schön

... wie ein menschliches Lächeln
Auf dem Giebel der Propyläen.

— Was ist das? fragte Bimprenette, die von Frau Zephyrin kräftig frottirt wurde.

— Der Giebel der Propyläen, antwortete Maugis mit vollkommener Natürlichkeit, ist ein Platz, wo man Ball spielt... Aber sprechen wir ernsthaft: der Prinz hat sich gedrückt?

— Vorhin, nach dem zweiten Akte, und er kommt heute nicht wieder. Er will zur morenischen Gesandtschaft, wo er Depeschen erwartet; es scheint,



es ist da hinten etwas los . . . politische Verdrießlichkeiten . . .

Maugis hütete sich wohl, eine so schöne Anknüpfung unbenützt vorübergehen zu lassen:

— Das läßt dich wohl kalt, die morenische Politik?

— Das kannst du dir wohl denken! sagte Bimpin, die mit Frau Zephyrins Hilfe ein prachtvoll durchsichtiges Hemd anzog.

— Du interessierst dich wohl mehr für französische Politiker?

— Ich! Warum sagen Sie das, Maugis?

— Wegen Biochard.

— Ah, Sie wissen das schon? Hat René . . .

— Welcher René, mein Kind?

— René de Gernys, zum Kukuk!

Maugis log mit großer Unverschämtheit:

— Den habe ich seit acht Tagen nicht gesehen . . .

Den brauchte ich auch nicht, um das zu erfahren: es weiß ja jedes Kind, daß Biochard dir überall nachläuft und auch, daß dir das nicht unangenehm ist.

— Ja, und?

— Und, ohne recht zu wissen, was du eigentlich dabei für Absichten hast, will ich dir doch, wegen des Interesses, das ich immer für dich gehabt habe, sagen: „Laß dich von dem genannten Biochard nicht hereinlegen“. Und Tardot kommt, um dir dasselbe zu sagen, aus ebendenselben freundschaftlichen Gründen, wenn er auch bis jetzt kein Wort gesagt hat, weil ihn die Betrachtung deiner Reize

und die Erinnerung, die sie bei ihm hervorrufen, ganz in Anspruch nimmt . . . He! Tardot! Sagen Sie doch etwas! Lassen Sie mich nicht allein allen Speichel aufbrauchen! Sagen Sie diesem Kinde, daß Piochard nicht würdig ist, ihr die Korsett-schnüre zu lösen . . .

So mußte denn Tardot auch wohl seine Meinung sagen und er erklärte:

— Wirklich, liebe Pimpin, Piochard ist kein Mann für dich.

— Und warum, alter Tata? sagte Pimprenette etwas spöttisch.

— Warum? Darum! antwortete der kleine Alte, der gerade nicht durch Beredsamkeit glänzte.

Maugis begriff, daß wirksamere Gründe nötig seien.

— Aber, Pimpin, ich kann mir doch nicht vorstellen, daß du Mihail, einem schönen Jungen und reichen, großmütigen Mann für diesen Piochard den Laufpaß geben willst, der ja den ganzen Kopf voll Ausschlag hat und neben deinem reichen Prinzen schon eher ein Lump ist!

— Sie vergessen, daß er wenigstens Minister ist.

— Das ist keine Stellung! sagte Vater Tardot.

— Was willst du denn, Tata? brach Pimprenette lustig los. Ich kann doch schließlich mir den Papst nicht aufgabeln!

— Lassen wir Seine Heiligkeit! fuhr Maugis fort. Minister hin, Minister her, von ihm bekommst du doch nichts als Worte und Versprechungen.

Das kennen wir: Der besorgt dir die akademischen Palmen, Karten für die Deputiertenkammer und gibt dir schöne Worte, soviel du haben willst! Er hat dir gewiß schon versprochen, dich im Odeon unterzubringen oder gar in der Comédie-Française...

— Wie kommt es, daß Sie das wissen? ...

— Ist das so schwer? Jedesmal, wenn er sich Eine vom Theater leisten will, verspricht er ihr das. Natürlich, wenn der Vogel auf den Leim gegangen ist, dann vergißt er sein Versprechen, wie er das vergißt, was er seinen Wählern versprochen hat. Pimpin, nimm dich vor dem Politiker in Acht! So, nun weißt du, was ich darüber denke ... Und da du nun so ziemlich ganz angezogen bist, sehe ich keinen Grund mehr, dich aufzuhalten. Ich muß übrigens auch noch Korrektur lesen für mein Blatt.

— Sie können doch auf mich warten! ich habe nur noch meinen Hut aufzusetzen ...

— Sonst nichts! Bis du damit fertig bist, ist die Zeitung schon lange ausgegeben ... Nein, nein, ich mache mich auf die Strümpfe. Also auf Wiedersehen, Geschöpf Gottes!

Die Bemerkungen Maugis verschlechterten die Aussichten Biochards bei Pimprenette sehr bedeutend; die Mihails hingegen verbesserten sich wieder. Der Prinz kam am folgenden Tage mit sehr interessanten Nachrichten. Der pfiffige René hatte ihn ganz diskret darauf vorbereitet, daß die junge Frau wenig geneigt schien, nach Morenien zu gehen, weil sie glaube, diese Reise sei ihren

Interessen schädlich; von Biohard hatte er nicht gesprochen.

Mihaïl packte den Stier entschlossen bei den Hörnern. (Wenn es gestattet ist, einen solchen Ausdruck zu gebrauchen, da doch die Hörner und die anderen charakteristischen Zeichen des Stieres nicht gerade bei Pimprenette zu finden sind.)

— Mein kleines Lieb, ich werde Paris wahrscheinlich früher verlassen, als ich erwartete: in achtundvierzig Stunden muß ich, aller Wahrscheinlichkeit nach, abreisen. Da morgen die fünfhundertste und letzte Vorstellung des „Straßenmädchens“ ist, wie du mir gesagt hast, so hält dich nichts ab, mir bald nachzufolgen... Wenn du aber Bedenken trägst, die Reise zu unternehmen...

— Ja, Momo, offen gestanden, tue ich das... Du bist immer sehr nett zu mir gewesen, das muß ich sagen; aber meine Zukunft hier, meine Stellung als Tragödin...

— Warte nur! ich habe daran gedacht... Damit deine Theaterkarriere nichts von deinem... Exil zu befürchten habe, will ich dich beim Theatre Français unterbringen...

— Der auch! dachte Pimprenette.

— In Gavaci, wo eine ständige Truppe ist, und wo du die erste Stelle einnehmen wirst, dafür stehe ich, und du sollst deinen Namen auf den Anzeigen haben, größer als du selbst bist, und alle Rollen, die du willst. Gernys wird jede Woche einen Bericht für die Pariser Zeitungen schreiben,

den ich einrücken lasse, und so wird das französische Publikum über deine Triumphe auf dem Laufenden gehalten. Hast du sonst noch Bedenken?

— Weniger . . . natürlich.

— Ich hoffe aber, alle zu beseitigen, wenn ich dir gewisse Ereignisse mitteile, durch welche du in kurzer Zeit ein Vermögen machen kannst, wenn du mit nach Savaci kommst. Die Kammer wird morgen das Ministerium stürzen.

— Du irrst dich, Momo! rief Pimprenette: Biochard hat mir gestern noch gesagt, daß er vor den Ferien nichts befürchte . . .

— Ich spreche, sagte der Prinz mit Güte, von der morenischen Kammer und dem morenischen Ministerium.

— Ach so! Aber was haben wir damit zu schaffen?

— Nur so viel, daß mein vielgeliebter Souverän und Herr, Alberich I. diesen sicheren Sturz vorausgesehen und sich um die Zusammensetzung des neuen Ministeriums bekümmert hat. Er ist entschlossen, diesmal das Portefeuille des Krieges einem Soldaten zu geben, was bei uns außergewöhnlich ist, wo man häufig genug Generale als Minister des Innern oder des Unterrichts findet, wo aber seit dreißig Jahren immer ein Zivilist Kriegsminister gewesen ist. Die Änderung hat nun ihren Grund darin, daß Morenien auf dem Punkte steht, sein Artilleriematerial zu erneuern: Alberich glaubt, daß diese wichtige Operation besser von einem Soldaten

überwacht wird, und da ich meine ganze Karriere entweder auf Urlaub oder bei der Kavallerie gemacht habe, so werde ich der neue Kriegsminister sein.

— Wirklich?

— Wirklich! Nun ist es bei uns aber gebräuchlich, daß alle Mitglieder der Regierung von den Lieferanten bedeutende Provisionen erhalten...

— Man sagt, daß das in Frankreich auch so sein soll...

— Das ist möglich; aber in Morenien muß das so sein, und der Minister, der seinen Posten nicht als reicher Mann verläßt, würde als ein unfähiger Mensch angesehen werden. Ich habe aber zuviel Respekt vor unseren nationalen Einrichtungen, als daß ich so lange bestehende Gebräuche abschaffen wollte. Ich weiß noch nicht, ob es Krupp, Schneider oder Armstrong sein wird, der die neuen Kanonen liefern wird, es ist aber kein Zweifel, daß der, dem ich den Auftrag geben werde, mir eine gehörige Provision zahlen wird, und die wird umso höher sein, als ich keinen der Fabrikanten den anderen vorziehe... Ich bitte dich um Entschuldigung, meine Liebe, wenn ich dich mit diesen geschäftlichen Sachen langweile... ich mußte es dir aber auseinandersetzen, um dir meine Schlußfolgerungen begreiflich zu machen: mein Vermögen genügt mir; ich kann also dir diesen kleinen Verdienst zukommen lassen, wenn du mit mir kommen und mir helfen willst, die Bürde der Macht zu tragen...

Glaubst du nach alledem, daß diese Reise die Mühe lohnt?

Pimprenette vermied es aus Zartgefühl sofort zuzustimmen.

— Momo, sagte sie, ich bin keine Frau, die auf Geld sieht . . . aber es ist gewiß, daß unter solchen Umständen . . . Ist aber deine Ernennung auch sicher? . . . Bedenke, was ich für gute Anerbieten hier habe! . . . Wenn nun das gegenwärtige Kabinett morgen wieder die Majorität für sich hat?

Aber der Prinz war seiner Sache ganz sicher, seine Nachrichten konnten ihn nicht in Zweifel lassen:

— Das ist nicht zu befürchten. Da aber bis morgen nichts offiziell ist, so überlege es dir nur noch; morgen gibst du mir dann Antwort.

* * *

Am Ende der fünfhundertsten und letzten Vorstellung des „Straßenmädchens“ lud Boutaize, der prächtige Direktor, den dieser geradezu unwahrscheinliche Erfolg mehr bereichert hatte, als seine früheren drei Bankerotte, seine Schauspieler und „einige Freunde des Theaters“ zu einem Souper, das auf der Bühne gegeben wurde, wo das Stück Pierre Bebers durch fünf Vierteljahre triumphiert hatte.

Es sah aus, als befände man sich an Bord eines Dampfers, dessen Fahrgäste ein Fest geben wollten. Die Kühle, die sich vom Schnürboden herabsenkte, der Luftzug, der aus dem leeren Saal

kam und von Zeit zu Zeit den herabgelassenen Vorhang blähte, verliehen dem Hintergrunde, der einen Badestrand vorstellte, eine bizarre Wirklichkeit. Die in der Eile aufgestellten Versatzstücke, sahen aus wie gereifte Segel; das dumpfe Schnurren eines Dynamos erinnerte an das Geräusch der Maschine.

Man wunderte sich, unter den „Freunden des Theaters“ den Autor des „Straßenmädchens“ nicht zu sehen, der sich mit Boutaize überworfen hatte: „Um weniger als nichts, mein Lieber! Um einen Pappenstiel!“ erklärte der sympathische Direktor jedem, der es hören wollte, achselzuckend. „Diese Schriftsteller sind schrecklich nervös . . . Um einen Pappenstiel, sage ich Ihnen!“

In Wirklichkeit handelte es sich aber um einen regelrechten Schwindel, da der Autor Boutaize dabei ertappt hatte, wie er die Einnahmelisten fälschte; und deshalb schmolte der Autor, der empfindliche Autor . . .

Man beklagte auch die Abwesenheit des Prinzen Mihail, der an dem Abend nicht erschienen war, ebenso wenig wie sein lebenswürdiger Sekretär René de Gernys. Pimprenette dachte daran, daß vielleicht, gegen alle Voraussicht, das morenische Ministerium doch nicht gestürzt sei, und daß die großen Pläne, von welchen ihr Geliebter gesprochen hatte, nun auch ins Wasser gefallen seien.

Piochard machte sich ihre pessimistische Stimmung zunutze und zeigte sich lebenswürdiger, als je:

— Wissen Sie, sagte er ihr ins Ohr, ich habe mit Claretie gesprochen, er geht natürlich darauf ein . . . Es fehlt Ihnen, um in ein offizielles Theater einzutreten, nur noch eine ebenfalls offizielle Bestätigung . . . oder doch wenigstens eine offiziöse . . . die meinige! Wenn Sie zu mir „ja“ gesagt haben werden, sagt Claretie auch „ja“ . . . Nur dürfen Sie mich nicht zu lange warten lassen . . . Für heute Abend habe ich Ihnen eine kleine Überraschung mitgebracht.

Er holte ein Etui aus seiner Tasche.

— Ein Armband? fragte Pimprenette.

— Etwas viel besseres! antwortete Biohard stolz.

— Oh, lassen Sie sehen!

— Nachher, nachher!

Pimprenette warf Maugis, der am anderen Ende des Tisches saß, einen strengen Blick zu . . . Maugis hatte gesagt, Biohard wäre so geizig wie Sem.

— Du machst mich bange, Pimpin! rief Maugis über den Tisch hinüber, als er diese feindseligen Blicke sah.

Doch der Direktor Boutaize hatte sich erhoben und bat um Ruhe. In gedrechselten Redensarten dankte er seinen Mitarbeitern, den tüchtigen Künstlern, denen er es, neben seiner intelligenten Anregung, zu verdanken hatte, wobei der Autor des Stückes auch einiges Verdienst hätte, daß fünfhundert Abende hindurch (einschließlich der Nachmittagsvorstellungen)

ein künstlerischer Hauch über Paris dahingegangen sei. Er trank „auf zukünftige Schlachten und neue Siege“. Darauf setzte er sich unter dem Beifall seiner Schauspieler und Cordon, der große Komiker, (1 Meter 92) flüsterte seiner Nachbarin, der alten Biqué-Belleville ins Ohr:

— Boutaize ist ein Sauterl, doch auch ein großer Redner.

Doch schon war ein anderer Redner aufgestanden. Und was für einer! Biochard selbst!

Seine Rechte zeigte den überraschten Tischgenossen ein schwarzes Etui, das er emporhielt, wie der Priester eine Monstranz hält.

Man schwieg, um den Politiker zu hören.

— Meine teuren Freunde, versprach er, ich werde mich kurz fassen.

Zeichen freudiger Zustimmung dankten ihm für diesen beruhigenden Anfang. Ermutigt fuhr er fort:

— Ich habe von meinem Kollegen, dem Minister der Schönen Künste, die angenehme Aufgabe empfangen, Sie alle zu belohnen in der Person der reizenden und großen Künstlerin — die aber eher klein ist, — die Sie alle in so erfolgreicher Weise unterstützt haben und deren Erfolg ihren jungen Ruhm bestätigt hat: durch Dekret vom heutigen Tage ist Fräulein Bimprenette von Folligny zum Offizier der Akademie ernannt worden!

Und dabei holte er aus dem geheimnisvollen Etui, in dem Bimprenette vorhin einen Schmuck-

gegenstand vermutet hatte, feierlich die kleinen silbernen Palmen am violetten Bändchen hervor.

Während er sie Pimprenette überreichte, die enttäuscht und zugleich sehr stolz war, taten die anderen, als freuten sie sich ungeheuer, wodurch das respektwidrige Lachen Maugis' und die Bemerkung eines Maschinisten verdeckt wurden, der hinter einer Kulisse stand und die Weinflasche vom Munde ablegend sagte:

— Eine Schande! Auch Einer, der sich für die Weiber nicht ruiniert! Meine Kleine würde mir schön kommen, wenn ich ihr so ein Bändchen anbieten wollte, unter einem Meter tut die es nicht.

Gordon wollte, ganz grün vor Neid, der Befriedigung Aller Ausdruck verleihen für die Ehre, die ihrer Kameradin zuteil geworden; kaum hatte er aber zu sprechen begonnen, als seine schwankende Beredsamkeit durch den geräuschvoll hereinstürmenden Gernys unterbrochen wurde, der triumphierend ausrief:

— Das Kabinett hat abgedankt!

Allgemeines Erstaunen. Piochard stieß seinen Stuhl zurück und ging ganz bleich auf Gernys zu:

— Sie sind verrückt! Abgedankt! das Kabinett? Das ist unmöglich! Warum? Das müßte ich doch wissen!

— Es ist wahr und sicher!

— Das ist ein sehr schlecht angebrachter Witz, eine Abgeschmacktheit von Ihnen!

— Mein Herr, wiederholte Gernys, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß das Kabinett abgedankt hat.

Diese Beharrlichkeit brachte Piochard, trotz der Unwahrscheinlichkeit der Nachricht aus seiner Ruhe.

— Übrigens mögen Sie Se. Hoheit fragen, wenn Sie mir nicht glauben wollen, sagte René und zeigte dabei auf den Prinzen Mihail, der eben die Bühne betrat.

— Ist wirklich das Ministerium . . . fragte Piochard.

— Es ist gar kein Zweifel mehr möglich, lieber Herr Piochard, sagte Mihail liebenswürdig: der Präsident des Kabinetts hat soeben dem Staatsoberhaupt seine und seiner Kollegen Abdankung eingereicht . . .

— Nicht möglich!

— Ich weiß es aus offizieller Quelle.

— Das ist eine Komödie, Sie spielen mir einen Schabernack! Ich will Gewißheit haben! Meinen Hut, meinen Überzieher!

— Und Ihr Halstuch, gegen den Schnupfen! erinnerte ihn Manguis ironisch.

Aber Piochard verschwand schon in den Kulissen, nach dem Ausgange zu. Da erklärte René lachend: .

— Natürlich ist es das morenische Ministerium, das gestürzt ist! Soeben ist das Telegramm in der Gesandtschaft angekommen: es hat eine Abend Sitzung stattgefunden . . .

— Also, Momo? . . . sagte Pimprenette, indem sie Mihaïl küßte.

— Ja, lächelte der Prinz, indem er die Küsse seiner Mätresse herzlich erwiderte, so wie dir Momo gesagt hatte, ist er Kriegsminister!

— Oh! mein Liebster! Dafür muß ich doch René auch umarmen, ich bin zu glücklich!

— Und uns! und uns! riefen nun alle Männer, die von dem günstigen Augenblick profitieren wollten.

Pimprenette küßte als braves Mädchen alle.

— Bei alledem bist du nun wenigstens deforiert, sagte Henry Maugis.

— Da braucht sich Biochard aber nichts darauf einzubilden. So wie ich meine Koffer gepackt habe, steige ich in den Zug nach Savaci.

IV.

Ein geräumiges Gemach; die großen Wände mit allegorischen Malereien geschmückt, welche die Helden der wagnerischen Tetralogie fast ebenso erbärmlich wie die in Wahnsfried darstellen, darunter Bücherregale mit großen Büchern in reichen Einbänden; so stellt das Arbeitszimmer Sr. K. H. Alberich I., des regierenden Fürsten von Morenien mit seinem gewaltigen Schreibtische und den nummerierten Kartons die feierliche Langeweile dar, in der man sich das Staatsoberhaupt denkt, welches in angestrengter Arbeit das Wohlergehen seines Volkes zu sichern bemüht ist.

Der Fremde, dem gestattet wird, die fürstlichen Gemächer in Abwesenheit des Hofes zu besuchen, muß in diesem Raume auf einen ernsten, gelehrsamem Souverän schließen, wenn nicht die Indiskretionen in Ungnade gefallener Günstlinge dem Publikum verraten hätten, daß die Mehrzahl der dicken Bände, fälschlich in ernstes Marokkin ge-

bunden, aus bedeutend lustigeren Büchern bestehen, als worauf die Titel schließen lassen. So weiß man z., B., daß der Index librorum absconditorum des Pisanus Fraxi sich unter der „Diplomatischen Geschichte Central-Europas“ verbirgt und daß das Lehrbuch der vergleichenden Politik ganz unschuldigerweise die Tableaux des moeurs du temps enthält; die reichhaltigste Sammlung galanter Romane ist so in wissenschaftliche Bücher verwandelt, die mit täuschenden Titeln versehen sind. Ebenso enthalten die Kartons weniger offizielle Dokumente und Finanzrapporte als vielmehr erotische Lithographien und sehr freie Photographien, so enthält besonders einer unter der Rubrik „Kultus“ eine recht interessante Serie von Illustrationen, die sich auf die Flagellation beziehen!

Man läßt nun vermuten, daß das sogenannte „Arbeits“-Kabinett weniger eingehende Studien sieht, als seine Ausstattung anzudeuten scheint. Übrigens behaupten wohlunterrichtete Leute, daß Seine Hoheit Alberich I. außer seiner Frau, der schönen Fürstin Mariza, nichts so sehr liebt, als das Far niente . . .

Wie würden sie überrascht sein, die gut informierten Leute, wenn sie an diesem Morgen den vermeintlichen Faulpelz sehen könnten, wie er ein historisches Feuilletton liest, das aus der „Morenischen Zeitung“ geschnitten ist, betitelt: Costel, der Befreier Moreniens (Fortsetzung) von Prof. Stan. Maracesco.

Zuweilen unterbricht der Fürst seine Lektüre, um einen Buchstaben auf ein Blatt Papier zu

Schreiben, einen einzigen; dann nimmt er seinen Text wieder vor, notiert von neuem einen anderen Buchstaben neben dem ersten, und so weiter. Am Ende des Feuilletons angelangt, betrachtet er lange die fünfundvierzig Buchstaben, die er aneinandergereiht hat.

Plötzlich springt er auf, schlägt wütend auf das unschuldige Schreibpult und unternimmt im Zimmer einen Spaziergang, wie ein gefangener Tiger.

Mit großen schwarzen Augen, einer langen sinnlichen Nase, breiten Schultern und dichtem dunkelrotem Schnurrbarte ist Alberich I. ein solid gebauter Herr. Er macht einen kriegerischen Eindruck — ein Krieger in Pantoffeln, mausgrauen Beinkleidern und einem schiefergrauen Hausrocke mit schwarzen Schnüren: Dank diesen Verzierungen seiner Kleidung behält er zur Genüge das Aussehen eines Husaren und eines Zigeuners, ohne das man sich den Herrscher eines Donaufaates kaum vorstellen könnte.

Nachdem er eine Weile wütend auf und abgeschritten ist, nimmt Alberich wieder an seinem Schreibtische Platz, drückt auf den Klingelknopf und wartet mit gerunzelter Stirn.

Es erscheint der diensttuende Kammerdiener.

— Holen Sie mir den Herzog Balri, befiehlt der Fürst.

Einige Minuten darauf kommt der verlangte Herzog mit seinem unruhigen Geiergesichte auf dem mageren Körper.

— Balri, fragt Alberich mit ironischer Barschheit, Sie sind immer noch Großmeister der Polizei?

— Sicherlich, Hoheit! antwortet der Herzog etwas besorgt.

Er ist eigentlich nur noch Großmeister der Polizei, seitdem er auf die Politik verzichtet hat, um ruhig auf diesem gut bezahlten Posten alt zu werden, für den er übrigens seit langem seine Fähigkeit bewiesen hat.

— Und Sie lesen noch immer meine Briefe?

— Ganz so, wie Ew. kön. Hoheit es mir befohlen haben; ich prüfe aufmerksam die Briefe mit Ausnahme jener, deren Siegel mir zeigen, daß sie von Personen kommen, die autorisiert sind, mit Ew. k. Hoheit direkt zu korrespondieren, um mich zu vergewissern, daß sie keine schädlichen oder gefährlichen Substanzen enthalten, oder auch Drohungen oder Beleidigungen.

— Und diese Untersuchung nehmen Sie selbst vor?

— Persönlich, Hoheit.

— Na, mein lieber Balri, ich will Ihnen keine Schmeichelei sagen: seit einem Monat schreibt mir jemand anonym in den Briefen, die Sie öffnen und vor mir lesen, wie Sie sagen, ganz ungeheure Frechheiten, wovon Sie wohl gar keine Ahnung zu haben scheinen.

— Hoheit geruhen zu scherzen! Es ist unmöglich . . .

— Ich habe nicht die geringste Lust zu scherzen! Sehen Sie einmal, was das ist.

— Hoheit, das ist ein Stück von der Geschichte Ihres erhabenen Vorfahren, Costel der Befreier, aus der Feder unseres ehrwürdigen Dekans der Universität, des Professors Maracesco, ein Werk, das die „Morenische Zeitung“ seit einiger Zeit im Feuilleton veröffentlicht . . . Dieser Ausschnitt fand sich heute morgens in einem Umschlag mit der Adresse Ew. Hoheit; die Karte des Professors Maracesco lag dabei, mit einer Höflichkeitsformel . . .

— Ganz recht . . . und gestern morgens und vorgestern morgens und alle Tage seit vierzehn Tagen habe ich eine gleiche Sendung erhalten, immer mit der Karte und der Ehrerbietung dieses alten langweiligen Menschen. Kommt Ihnen das nicht sonderbar vor?

— Mein Gott, nein, Hoheit . . . Der Professor Maracesco hätte ja wohl besser getan, die Fertigstellung des ganzen Buches abzuwarten und es Ew. k. Hoheit dann zu übersenden; aber der würdige Dekan vergeht vor Sehnsucht seine Rosette als Offizier des goldenen Löwen gegen das Komthurkreuz zu vertauschen; es wundert mich also gar nicht, daß er die löffelweise Aufteilung dieser Geschichte dazu benützt, die Aufmerksamkeit Ew. k. Hoheit auf sich zu lenken.

— Balri, finden Sie es ebenso natürlich, daß jemand täglich mich daran erinnert, daß ich ein Hahnrei bin, oder daß ich es war?

— Nochmals, Ew. k. Hoheit wollen scherzen!

— Nein, mein Herr, ich denke nicht daran!

— Ich kann mich aber nicht erinnern, je etwas derartiges gelesen zu haben, ich würde es ja unterdrückt haben . . . und der gelehrte Geschichtsschreiber Maracesco, den Ew. Hoheit anzuklagen scheinen, ist einer solchen Handlung sicher ganz unfähig.

— Aber Balri, sprechen Sie mir doch nicht von diesem alten Esel! Seine Anhänglichkeit unterliegt ja ebenso wenig einem Zweifel, wie seine Sehnsucht nach einer höheren Klasse des goldenen Löwen . . . Das ist ein Anderer als er, der mir jeden Tag das Feuilleton einschickt, jemand, der sich wohl vor Ihrer Zensur hütet und dafür sorgt, daß seine . . . hm . . . etwas ärgerlichen Bemerkungen bis zu mir gelangen, und dazu bedient er sich der wohlgemeinten Prosa des Professors.

— Aber diese Bemerkungen habe ich nie gesehen!

— Dann sehen Sie besser zu, Balri. Hier ist die letzte Sendung.

Balri nimmt die Zeitung, die der Fürst ihm überreicht und reißt die Augen weit auf:

— Ich sehe nichts . . . Ah! doch, kleine Punkte unter einzelnen Buchstaben, aber . . .

— Aber diese bezeichneten Buchstaben brauchen Sie nur zusammenzusetzen und dann gibt es ganz verständliche Sätze. Sehen Sie nur: D . . . i . . . e . . . M . . . ä . . . usw.

— Ist es möglich?

— Gewiß ist es möglich. Ich habe mir die Mühe genommen und hier ist der Satz: Die Mätresse Mihails wohnt Hauptstraße Nummer zwei.

— Ist das alles, Hoheit?

— Für heute, ja!

— Ich atme wieder auf!

Alberich machte eine wütende Bewegung:

— Wollen Sie mir wohl sagen, warum diese Enthüllung Ihr Atemholen erleichtert?

— Aber, Hoheit, mir ist ein Stein vom Herzen gefallen, denn diese Mitteilung mag noch so sonderbar sein, ich sehe darin nichts ernsthaftes und nichts, was nicht jeder wüßte... Keinem Menschen in Savaci ist es unbekannt, daß Prinz Mihail eine gewisse Pimprenette von Folligny, Schauspielerin am französischen Theater, zur Mätresse hat, und daß diese in der Hauptstraße Nr. 2 wohnt... Aber ich sehe auch nichts dabei, was Ew. Hoheit persönlich näher anginge und auf das eheliche Mißgeschick Ew. Hoheit Bezug haben könnte, welches übrigens ein vollständig eingebildetes ist, Gott sei Dank.

— Na, warten Sie mit dem Dank doch lieber noch ein wenig, frommer Valri!

Der Fürst nahm ein anderes Blatt aus dem Schubfache.

— Das ist der Artikel, den ich gestern zugesandt erhalten habe; in derselben Weise bilden die bezeichneten Buchstaben Wörter... Sie sollen sich

aber selbst die Mühe geben, sie zu entziffern: So, da ist Papier und eine Feder, nun arbeiten Sie!

Der Herzog gehorchte, wenn auch sehr ungern, unten den wütenden Blicken seines Gebieters.

Nach einigen Augenblicken fragte Alberich:

— Sind Sie zu Ende?

— hm ... jawohl ... Hoheit.

— Dann lesen Sie?

— Ich kann nicht, Hoheit ... es ist zu schändlich ... der Respekt ...

— Ihr Respekt ist blöd, Valri, da ich selbst schon diese ... Aufstellung gemacht habe, sagen Sie mir doch nichts neues mehr: Da steht: „Michail hat dich zum Hahnrei gemacht, auf was wartest du, es ihm ebenso zu machen?“ Nicht wahr?

— Das steht da allerdings, Hoheit! stammelte der Großmeister der Polizei.

Bald faßte er sich aber und hob seine loyale Rechte zum Himmel:

— Aber ich finde den Schuldigen, den feigen Anonymus, der sich erlaubt, Ew. Hoheit ... zu duzen!

Alberich mußte unwillkürlich lachen:

— In der Tat, Valri, er duzt mich ... aber ich muß Ihnen doch unter uns gestehen, daß das mich am wenigsten kränkt.

— Ich bin ganz weg, buchstäblich ganz weg!...

— Na, kommen Sie nur wieder zu sich, Valri! Sie sind es doch nicht, der als Hahnrei traktiert wird, ich bin es!

— Desto schlimmer! entgegnete Valri mit Wärme; die Ehre Ew. Hoheit ist mir teurer als die meine, als mein Leben, als . . .

Aber Alberich unterbrach ihn:

— Lassen wir die Redensarten, ja? . . . Und das kam so trocken heraus, daß der Großmeister der Polizei ganz verduzt dastand.

— Es ist unnötig, daß ich Ihnen noch andere Ausschnitte zeige: sie enthalten alle denselben Rat, dem früheren Geliebten der Fürstin Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Erst heute hat mein geheimnisvoller Korrespondent sich die Mühe gegeben, mir zu sagen, an welche Thür ich klopfen soll; er fürchtet wahrscheinlich, daß ich mich irren könnte . . . Offenbar denkt der Mann, oder die Frau, daß es nicht angebracht wäre, die Frau meines Betters zu verführen.

— Und darin täuscht sich der Glende allerdings nicht, sagte Valri in schmerzlichem Tone . . . Obwohl die Prinzessin Katynka und der Prinz Michail sich aus Liebe geheiratet haben und auch jetzt noch gut miteinander auskommen, haben sie sich doch darüber verständigt, daß jeder seine Freiheit wieder haben soll: die Prinzessin Katynka ist damit einverstanden, daß Prinz Michail allen Frauen nachläuft und er gestattet, daß Fräulein Sonuska Gromiline ihn ersetzt, soweit ihre Mittel es ihr gestatten, um der Prinzessin Katynka die Dienste zu leisten, deren er sie entwöhnt hat und die sie von keinem Manne annehmen will.

— So, so! sagte Alberich I. . . . Sie sind also, gleich dem anonymen Korrespondenten der Ansicht, daß ich, um meinem lieben Vetter und Kriegsminister Mihaïl in empfindlicher Weise heimzuzahlen, mich deshalb an seine Mätresse wenden müsse, an dieses Fräulein? . . .

— Pimprenette von Folligny.

— Ist das nicht die Schauspielerin, die dieser Tage im französischen Theater aufgetreten ist, und zwar mit Erfolg, wenn ich den Zeitungen glauben kann?

— Ganz richtig, Hoheit.

— Sagt man, sie sei hübsch?

— Ich muß gestehen, daß sie sehr hübsch ist, erwiderte der hohe Beamte mit einem scheinheiligen Seufzer.

— Nur ruhig Blut, Valri. Mir ist es lieber, daß sie hübsch ist.

— Ew. Hoheit glauben doch nicht, den Rat eines schändlichen Verleumders befolgen zu sollen?

— Nein, Valri, ich glaube das nicht. . . . Aber antworten Sie mir: Sie sind wenigstens in einem Punkte derselben Meinung wie das Individuum, das Sie so kräftig brandmarken. Sind Sie auch seiner Meinung über das Übrige? . . . Stellen Sie sich nicht dumm, Valri! Sie verstehn recht gut, was ich meine: ich frage, ob Mihaïl und Mariça, ob mein Vetter und meine Frau . . . Kurz, ob ich ein Hahnrei bin, Donnerwetter!

— Ich schwöre, deklamierte Valri feierlich, daß meine geliebte Herrin, die Fürstin Marija immer über allen Tadel erhaben war und ist!

— Valri, erinnern Sie sich nicht, wie Sie mir vor etwa drei Jahren hier, an derselben Stelle, mit derselben Feierlichkeit das Gegenteil beschworen haben?

Diese Frage ist dem Herzog etwas unbequem; es wäre ihm offenbar lieber, wenn man von dieser alten Geschichte nicht mehr spräche.

— Hoheit, es ist wahr . . . aber ich war aufrecht, und dieser Irrtum verbittert mir das ganze Leben. Getäuscht durch das falsche Zeugnis, durch die elenden Machinationen von Personen, die ich für glaubwürdig hielt . . . soll ich die Gräfin Morotté nennen, den früheren Kommandanten Boris von Boulamar, und andere . . .

— Besonders meine Mutter! ergänzt Alberich.

— Leider, Hoheit, leider! . . . Ich habe zu jener Zeit allerdings geglaubt, daß die Fürstin Marija vom Prinzen Mihail . . .

— Sagen Sie: Trost empfing, Valri! . . . Ich hatte sie damals in schändlicher Weise vernachlässigt, und die Personen, die Sie eben genannt haben, und Sie selbst haben versucht, das Mißverständnis noch zu verschlimmern, in der Hoffnung, ich würde die arme Marija verstoßen . . . Damals haben Sie sie angeklagt, und ich habe Ihnen Glauben geschenkt!

— Doch, unterbrach Valri ganz verstört,

... ich bitte Ew. Hoheit sich zu erinnern, daß ich, so wie ich meinen Irrtum eingesehen hatte, mit aller Macht für die Unschuld meiner Herrin eingetreten bin und mich bemüht habe, die glückliche Wiederannäherung vorzubereiten, deren Folgen...

— Allerdings, als Sie begriffen hatten, daß ich bereit war, der der Untreue bezichtigten Mariza zu verzeihen, weil ich fühlte, daß ich trotz allem Geschehenen sie doch noch liebte, und zwar nur sie allein... und auch weil die ganze Schuld auf meiner Seite war, der ich sie aufs grausamste gekränkt hatte..., da haben Sie sich gesagt, daß es für einen guten Politiker angebracht wäre, von der Partei der Fürstin-Mutter zu der der Fürstin-Schwiegertochter überzugehen und haben mir bewiesen, daß meine gekrönte Stirn, trotz dem Anscheine, von jedem Schimpfe frei sei. Auch da habe ich Ihnen geglaubt... Kurz: ob Sie weiß sagten oder schwarz, ich habe Ihnen immer geglaubt... Nur heute glaube ich Ihnen nicht mehr!

— Aber, Hoheit...

— Reden Sie doch nicht immer, man hört ja nur Sie! Und regen Sie sich auch nur nicht auf! Ich will keinen Skandal: die Geschichte ist nun drei Jahre alt und ich hatte, wie ich Ihnen sagte, damals vergeben, da werde ich doch nicht heute meine arme Mariza mit rückwirkender Eifersucht quälen: wenn sie einen Fehler begangen hat, wenn sie sich hat fortreißen lassen, so habe ich das einzig und allein mir selbst zuzuschreiben; ich habe

nicht verstanden, sie mir zu erhalten, ich hatte sie zu sehr beleidigt . . . Aber ich will es wissen, hören Sie, ich will es wissen. Denn wenn ich Mariža auch vergebe, so vergebe ich deshalb Mihail noch nicht!

— Ich kann Ihnen nur wiederholen, Hoheit . . .

— Denselben Unsinn, Balri! Denn jetzt ist doch kein Zweifel mehr möglich . . . ich war blind . . . Sie sprachen vorhin von der glücklichen Wiederannäherung und deren Folgen, das heißt . . .

— Das heißt: die Geburt dieses reizenden kleinen Prinzen Stephan, auf dem die Hoffnung von ganz Morenien ruht . . .

— Nun hören Sie aber auf, Balri! Und Stephan ist sieben Monate nach der besagten Wiederannäherung geboren . . . sieben Monate, hören Sie!

Balri bemerkte dagegen weise und medizinisch, daß es vorkäme, daß die normale Schwangerschaft bei Frauen, die zum ersten Male gebären . . . daß die Naturgesetze Ausnahmen kennen . . . Vergebliche Mühe! Die gelehrtesten Beweisgründe konnten den regierenden Fürsten nicht überzeugen, der absolut hintergangen sein wollte:

— Und als der Kleine zur Welt kam, war er nicht kräftig wie ein Türke?

— Das ist Atavismus . . . die wohlbekannte Kraft der robusten Rasse der Marek . . .

— Nun ist es aber genug, Balri! behalten Sie doch die Phrasen für offizielle Ansprachen!

Wir sind doch allein . . . Er ist nicht von mir, der Junge, das ist sicher! Das ist übrigens einerlei, ich habe mich an ihn gewöhnt und habe ihn lieb, als wäre er mein Kind! Nur will ich das Mihail nicht so hingeben lassen! Und versuchen Sie nicht, mich davon abzuhalten, oder ich lasse Sie laufen.

— Ew. Hoheit ist es nicht unbekannt, daß ich unter allen Umständen meine vollständigste Ergebenheit zu Füßen lege . . .

— Na, Gott sei Dank!

— Und auch meine vollste Diskretion . . . denn es ist wesentlich, daß die Ruhe der Fürstin Mariža nicht gestört werde, und daß die gerechte Rache, die Sie an Ihrem Vetter nehmen wollen, nicht im geringsten das eheliche Glück meiner Gebieter störn . . .

Diese Bemerkung fiel in das Ohr eines Fürsten, der nicht taub war:

— Balri, das ist das erste vernünftige Wort, das Sie heute gesprochen haben, sagte Alberich, dessen Zorn sich legte. Mariža darf davon keine Ahnung haben . . . Aus Furcht sie nochmals zu verlieren, und diesmal für immer, bin ich ein musterhafter Ehemann geworden: das war die Bedingung der Versöhnung . . . Aber wir wollen sehr vorsichtig sein, nicht wahr?

— Wir werden sehr vorsichtig sein, Hoheit!

— Schön, wir sprechen darüber noch, mein lieber Herzog. Sie können sich zurückziehen . . . Aber, warten Sie einmal . . . Ehe ich etwas unter-

nehme, möchte ich doch erst sehen, ob . . . die Person mir gefällt. Sie sagen, sie sei hübsch. Dunkel? Blond?

— Blond, Hoheit!

— Desto besser. Aber ich möchte doch selbst urteilen. Eine Idee, Walri: Sie begleiten mich heute Abend ins Theater . . .

— Ich will sofort Befehl geben, daß die Fürstenloge . . .

— Das fehlte noch gerade! Strengstes Inognito! Sie werden ganz einfach eine kleine vergitterte Loge belegen und den Leuten strengstens anbefehlen, mich nicht zu erkennen . . . Es ist zehn Uhr: Sie haben wohl noch Zeit genug diese delikate Angelegenheit zu erledigen, die ganz Ihren Fähigkeiten entspricht.

— Ich danke Ew. Hoheit ganz ergebenst . . .

— Bitte, bitte, Walri!

Alberich verläßt sein Arbeitskabinett und sucht die Gemächer seiner Frau auf, wo sein Besuch zu dieser Tageszeit unter den Ehrendamen, die alle zweifellos adelig, aber auch zweifellos häßlich sind, einige Aufregung hervorrufen. Die Fürstin ist noch in ihrem großen Bette, aber nicht allein; ein Vertreter des männlichen Geschlechts treibt darin sein Wesen; aber Alberich findet dagegen nichts einzuwenden, denn der „Mann“ ist etwas weniger als dreißig Monate alt, es ist nämlich der kleine Thronfolger Stefan.

Alberich betrachtet Mutter und Kind mit einem etwas gezwungenen Lächeln; die Fürstin

begrüßt mit freudiger Überraschung ihren Herrn und Meister, während der junge Thronfolger seine beiden Patschhändchen vertraulich auf den mütterlichen Busen legt und seiner Freude Ausdruck verleiht (er ist „sehr rückständig“ mit dem Sprechen):

— Baabaabaabaa!

— Mariya, bemerkt der regierende Fürst, ich habe Ihnen etwas zu sagen . . .

— Alberich, antwortet die Fürstin und parodiert den fast feierlichen Ton ihres Vatten, Alberich, ich höre.

— Entfernen Sie aber vorher das Kind!

— Oh, er sagt nie etwas wieder, und Staatsgeheimnisse vergißt man in seinem Alter schnell.

— Mariya, ich . . . ich möchte allein mit Ihnen sein.

— Im Ernste? Nein!

— Doch!

— So! Dann muß ich wohl gehorchen . . .
Nadia!

Auf diesen Ruf kam eine der Ehrendamen aus dem Nebenzimmer.

— Nehmen Sie den Kleinen!

Fräulein Nadia von Moyano nahm mit großem Respekt den künftigen Herrscher von Morenien auf, der zappelte wie ein Kaninchen.

— Kommen Sie, Hoheit, kommen Sie! Wie hübsch der Prinz ist!

Der Prinz verläßt nur ungern den mütterlichen Busen und gibt seiner Unzufriedenheit Ausdruck:

— Baabaabaabaa!

— Nun, Alberich, ruft die Fürstin vorwurfsvoll, Sie küssen Ihren Sohn nicht?

— Doch, doch!

Der Fürst nimmt den kleinen Bengel und drückt seine Lippen auf die blonden Lockchen; dann hält er ihn mit gestreckten Armen vor sich hin und betrachtet ihn einen Augenblick. Sein Sohn???

Das Kind gleicht Mihail nicht, daran ist kein Zweifel, stellt Alberich bei sich selbst fest... aber er gleicht mir ebensowenig... Er gleicht nur seiner Mutter... und das ist gar so dumm nicht!

Unterdessen streckt der kleine Stefan seine Händchen nach dem dicken Schnurrbarte seines vermeintlichen Vaters aus; ein kleiner Streifen klaren Speichels fließt über sein Kinn, während er deutlich seine Bewunderung ausdrückt:

— Baabaabaabaa!

— Wie Hoheit deutlich Papa sagt!

— Nehmen Sie ihn mit fort, bitte, Fräulein; sagt Alberich unwillig, indem er ihr das Kind hinreicht. Ich habe Eile.

Er verschließt die Thür hinter der Ehrendame, setzt sich auf den Bettrand und umschlingt mit kräftigem Arm den geschmeidigen und warmen Körper seiner Frau.

— Na, und was weiter, Alberich?

— Na, Marija... wie geht es heute Morgen?

— Sehr gut, Alberich, und Ihnen?

— Ich, ich bin etwas nervös . . . da ist mir der Gedanke gekommen Ihnen guten Tag zu sagen . . . und mich etwas zu zerstreuen.

— Ah, das ist eine gute Idee!

— Sie sind sehr hübsch heute Morgen.

— Das haben Sie mir gestern Abend schon gesagt, Alberich!

— Soll das ein Vorwurf sein?

— Sie sind dumm!

— Nun wohl! ich will es dir noch einmal sagen . . . ebenso wie gestern Abend.

— Jetzt? . . . Sie wissen wohl nicht welche Stunde es ist?

— Ich würde „Mittag“ sagen, wenn ich nicht vorzöge daran zu erinnern, daß dem Tapferen keine Stunde schlägt.

— Und du bist tapfer, mein Liebster, das weiß ich! Es ist aber nicht deine Gewohnheit, mir morgens davon Proben abzulegen . . .

— So will ich denn einmal gegen meine Gewohnheit handeln! Und ich bin entschlossen im Notfalle auf Ihre Zustimmung zu verzichten . . .

— Barmherziger! das wäre ja Notzucht mit Einbruch!

— Marija, ich begnüge mich nicht mit Wortgefechten.

— Nein, im Ernste, Sie wollen doch nicht . . .

— Ich denke an nicht anderes!

— Sie sind ja angezogen . . .

— Aber du bist im Hemd!... Wenn es übrigens nur das ist!

Alberich zieht eiligst seinen Hausrock mit Ligen und seine perlgrauen Hosen aus.

— Was für ein Mann! flüstert Marija zärtlich, indem sie ihre frischen Arme um den Hals ihres Mannes schlingt. Er hat eine Antwort für alles!... Also Sie lieben mich, Ungeheuer?

— Es scheint mir, daß man das sehen kann!

— Sie lieben mich ganz, ganz?

— Gewiß.

— Meine Augen?

— Sie sind grün, mit goldigem Flimmer...

— Wie Danziger Vikör... Mein Haar?...

— Hat die Farbe des Hafers...

— Der reißt... Und meine Nasenspitze?

— Deine reizende kleine Nase!

— Mein Mund?

— Den möchte man essen.

— Und dann?

— Und dann — sagt Alberich, dessen fürstliche Hand, wie vorhin die des kleinen Stefan, einen in bezeichnender Weise schwellenden Busen bedeckt — und dann... baabaabaabaa!

Dieser Onomatopöe folgen mehrere andere, weniger kindliche, vermischt mit Seufzern, unterdrücktem Schreien, Warnungen, wie man sie an den Biegungen von Straßen für die Automobile sieht: „Achtung, langsamer!“ Und dann ruft die Fürstin Marija ihre Mama, die nicht antwortet

(denn sie wohnt in Grodnolensk, sechshundert Kilometer von Savaci entfernt) in einem Augenblicke, wo die Anwesenheit dieser alten Dame ganz und gar unangebracht wäre . . .

Und dann die schmachthende Ekstase, kleine weiche Küßchen der Erkenntlichkeit . . .

Als dann die Fürstin Marija ihre Sinne, die sie einen Augenblick verloren hatte, wiederfand, sagte sie:

— Wir betragen uns wie junge Eheleute, Alberich, es ist eine Schande!

Der Fürst zeigt dagegen einen edlen Stolz . . .

— Was ist denn eigentlich los, mein Lieber?

Alberich zaudert, dann stellt er sich als Scherzer:

— Ich . . . ich hatte plötzlich Lust dich zu hintergehen.

Aber die schlaue Marija fühlt aus dem Scherze doch die Drohung heraus und sagt ernst:

— Siehst du, mein Lieber, wenn du wieder einmal Lust dazu verspürst, dann mache es wieder so und hintergehe mich mit mir selber . . . Oder . . .

— Oder?

— Oder richte es so ein, Alberich, daß ich es nie erfahre . . . Das würde unberechenbare Folgen haben, das sehe ich voraus . . . selbst eine kleine vorübergehende Untreue!

— Was? sogar eine ganz, ganz kleine Untreue?

— So, was würdest du sagen, wenn ich . . .

— Das ist ganz was anderes! Du bist eine Frau . . .

— Und du bist ein Mann, das hast du mir eben bewiesen! Nur ist in meinen Augen die Untreue des Mannes ebenso ernst wie die der Frau.

— Mariya, du sprichst wie Alexander Dumas der Jüngere.

— Was willst du, ich bin furchtbar eifersüchtig geworden, ich gestehe das, und ich würde den geringsten Betrug und eine Täuschung nie verzeihen . . . Du mußt übrigens zugeben, daß ich alles tue, um dir Versuchungen zu ersparen. Meine Ehrendamen . . .

— Sind eine Sammlung von Scheusalen, die selbst einen Don Juan zum Weiberfeinde machen würden. Diese Gerechtigkeit muß ich dir widerfahren lassen.

— Ich wähle sie sorgfältig aus! . . . Weißt du, Liebster, ich erinnere mich, daß ich im Anfange unserer Ehe zu nachsichtig gegen deine kleinen Streiche gewesen bin. Damals glaubte ich auch, daß die Sache keine Wichtigkeit hätte. Du weißt, was die Folge davon war und wie du eines schönen Tages so sehr durch diese kleinen Intrigen in Anspruch genommen wurdest, daß du deine Frau darüber ganz vergaßest!

— Warum erinnerst du mich an diese häßliche Vergangenheit?

— Damit du nicht vergißt, Alberich, wie wir Monate lang als Fremde nebeneinander gelebt haben, daß ich wie eine kleine Bürgersfrau zu meiner Mutter gelaufen bin; und wenn du nicht gerade zur rechten Zeit gekommen wärest, recht bescheiden und bußfertig . . .

— Und sehr zärtlich . . .

— Ja, dann hätte ich der Welt das seltene Schauspiel geboten, wie eine Herrscherin sich weigert, zu ihrem Gemahl zurückzukehren.

— Sprechen wir nicht mehr davon, du Böse!

— Doch, sprechen wir davon, damit du wissest, wie glücklich ich jetzt bin, daß meine strafbare Nachsichtigkeit von damals fast all dieses Glück vernichtet hätte. Ich habe es seither begriffen, daß nicht die zehn oder zwanzig Mätressen, welche ich dir gestattete, dich mir abtrümmig gemacht haben, sondern die erste, die ich dir nachgesehen habe! Du bist schwach . . .

— Verleumdung!

— Schwach von Charakter! Nur von Charakter! Wenn man dir den kleinen Finger gestattet . . .

— Mariza! Gib Acht, du wirst zweideutig!

— Dann wirst du bald ganz gefangen sein . . . Daher werde ich dir nichts mehr durchgehen lassen, nichts mehr! Du mußt das wissen, damit du nicht einfältigerweise ein Herz brichst, das dich liebt und außerdem das deine, du Einfaltspinsel!

— Beleidigungen! Mir! Majestätsbeleidigung! Schnell ein Küßchen, sofort!

— Nehmen Sie, mein Fürst! . . . Aber denke daran! . . . Und dann, weißt du, wie bei Dumas, Aug um Auge, Zahn um Zahn!

— Und Schlag um Schlag! Welchen unheilvollen Einfluß hat dieser französische Dramatiker auf dich ausgeübt!

Alberich bewundert im geheimen das sichere Gefühl Marizás, die gerade in dem Augenblicke, wo er nach drei Jahren vollständiger Treue daran denkt, eine kleine Untreue zu begehen, ihn so eindringlich warnt.

— Ja, sagte er sich einige Augenblicke später, als er seine Pantoffel, seine grauen Hosen und seinen Hausrock mit schwarzen Lizen wieder angezogen hatte, ja, ich muß sehr vorsichtig sein, außerordentlich vorsichtig!

* * *

Vom Schlosse von Stasco (das ist der Name der fürstlichen Residenz) bis zum französischen Theater in Savaci ist es eine kleine Viertelstunde im Auto; während dieser kurzen Fahrt bemerkt Alberich dem Herzog Valri, daß er nach reislicher Überlegung es doch nicht so eilig habe, der Mätresse des Prinzen Mihail den Dienst zu leisten, den der gegenwärtige Kriegsminister ehemals der Fürstin Mariza geleistet hat, wenn man dem punktierten Berichte in der „Morenischen Zeitung“ Glauben schenken will.

Die Rache ist ein Gericht, das kalt genossen werden muß; überdies, solange seine Frau da ist, ist er sicher, nicht genug Hunger zu haben, um mit dem nötigen Appetit . . . auswärts zu soupieren, oder er müßte dann seinen Appetit dafür aufsparen und das könnte zu leicht die Unzufriedenheit und den Argwohn Marizás erregen.

— Denn, unter uns, mein lieber Balri, die Fürstin hält die Augen offen!

Wenn Alberich sich also entschließt — nein, er ist wirklich gar nicht entschlossen, — dann könnte das höchstens während der bevorstehenden Abwesenheit Maritzas geschehen, die vierzehn Tage bei ihrer Mutter in Grodnolensk am Schwarzen Meere zubringen will. In gleicher Zeit wird Mihail die großen Manöver leiten, die dieses Jahr außergewöhnlich wichtig sind und an der Grenze von Pingrelieu stattfinden:

— Dann wird man allenthalben ruhig sein ... und meine Witwerschaft scheint mir dann weniger unangenehm. Denn vierzehn Tage Enthalttsamkeit, das ist lang! Was meinen Sie, Balri?

— Oh! ich, Hoheit, ich bin sechsundsechzig Jahre alt, und ich ...

— So meinte ich es nicht, mein Lieber. Ich frage Sie nicht nach den Einzelheiten Ihrer Untätigkeit! Ich frage, was Sie von der Zeit denken, von der ich sprach, ob sie nicht die meisten Bürgschaften für meine Sicherheit bietet?

— Hoheit, Sie sind die Weisheit selber ... Ich muß aber sagen, daß ich mich heute über dieses Fräulein von Folligny erkundigt habe, und wenn Ew. Hoheit auf die Absicht verzichten würde, so würde Sie doch gerächt sein.

— Sie?

— Ew. Hoheit! ... Ew. Hoheit, sage ich, würde nicht minder am Prinzen Mihail gerächt

sein, denn die junge Schauspielerin hat nicht auf Ew. Hoheit gewartet, um den Prinzen zu dem zu machen... was Sie wünschen, daß er werde!

— So! So! Die Rache durch Stellvertretung hat aber nicht denselben Reiz wie direkte Rache; doch ist es mir recht lieb zu hören, was Sie mir da sagen. Also der gute Mihail wird hintergangen?

— Bis auf die Knochen, Hoheit!

— Sie sind dessen gewiß?

— Ganz und gar... Das Fräulein Pimprenette von Folligny hat ihre Kammerjungfer von Paris mitgebracht und hat außerdem einen Diener hier vom Orte. Zufällig ist dies ein Mann, der mir häufig als Angeber Dienste geleistet hat; er hat in mehreren Häusern gedient, unter anderen im Konsulate der Walachei, und da er ein feines Ohr hat und auch gern an den Türen horcht, so hat er mir von Zeit zu Zeit einige nützliche Auskünfte geben können. Natürlich war er nicht mehr zu mir gekommen, seit er bei dieser französischen Schauspielerin ist; er konnte ja nicht wissen, daß sie mich interessieren könnte; er wurde aber heute nachmittags von dem Polizisten, dem ich den Auftrag gegeben hatte diskrete Erkundigungen einzuziehen, als einer der unsrigen erkannt, und war erfreut zu erfahren, daß er mir nützlich sein könnte; er hat gern alles gesagt, was er weiß, teils aus eigener Beobachtung, teils aus den vertraulichen Mitteilungen der Kammerzofe, mit der er, wie es scheint, nicht nur den Dienst, sondern auch das Lager teilt...

— Also, diese Pimprenette?

— Hebt nicht nur ganz vorzüglich das Bein, sondern auch den Schenkel, mit Respekt zu melden. Schon in Paris hat der Prinz Mihail, dem seine Freigebigkeit für die besagte Pimprenette wohl das Recht gegeben hätte, alleiniger Besitzer zu sein...

— Sagen Sie Nutznießer, das ist das rechte Wort...

— Der Prinz also, hatte so viele Mitarbeiter, als die Phantasie der Pimprenette und ihr Temperament, das sehr hitzig sein soll, ihm geben wollte. So hat wenigstens die Kammerzofe dem Diener gesagt... Dieser hat auch selbst feststellen können, daß in Savaci die Kaprizen der Schauspielerin nicht weniger zahlreich sind, als in Paris: Offiziere, Kameraden vom Theater, Zigeuner sind oft eingeladen worden ihr kleines Hotel zu besichtigen und den guten Zustand ihres Bettes zu konstatieren.

— Welche Schwungkraft!

— Doch muß ich sagen, daß das Fräulein von Folligny, wenn sie auch ihren unwiderstehlichen Drang für die Vielmännerei befriedigte, doch ihre Zeit so einzuteilen verstanden hat, daß sie stets zur Verfügung des Prinzen Mihail war, wenn dieser wünschte von seinen Rechten Gebrauch zu machen.

— Also weiß er es nicht?

— Nach der Aussage der Kammerzofe kann er über die Treue seiner Mätresse sich unmöglich Illusionen machen; aber da er sehr vernarrt ist, begnügt er sich damit, wenn er nicht öffentlich

lächerlich gemacht wird; bis jetzt hat die Geschicklichkeit des Dämchens, und vielleicht auch das Glück es zu verhindern vermocht, daß der Prinz seine Freundin in einem Augenblicke überrasche, wo sie anderen zugesteht, was er für sich allein in Anspruch nimmt . . .

— Ist es möglich, mein lieber Herzog? Was! Mihail, der schöne Mihail, der Herzenbrecher, den sich alle Frauen meines Hofes einst streitig machten, Mihail ist so in eine Komödiantin verschossen, daß er sich darein fügt, zu bezahlen und hintergangen zu werden?

— Es scheint so, Hoheit . . . Schlimmer noch, man sagt . . .

— Warten Sie, Valri, wir sind am Theater: Sie erzählen mir das Weitere nachher.

Das Auto hielt vor einem Gebäude, das dem Odeon in Paris gleicht, was uns der Mühe überhebt, eine langweilige Beschreibung des Gebäudes zu geben. An den Säulen steht auf den Theaterzetteln in ungeheuren Lettern der Name Pimprenette und darunter in kleineren Buchstaben der Name des Stückes, das heute Abend gegeben wird: Claudine in Paris.

Der erste Akt naht dem Ende, so daß der regierende Fürst und Großmeister der Polizei keinen Menschen im Vestibül antreffen, mit Ausnahme der Kontrolloren, die sich beeilen ihnen zu zeigen, wo die Loge No. 17 ist und dabei den ganzen Eifer an den Tag legen, den man hohen Persönlichkeiten bezeigt, die nicht erkannt sein wollen.

Als Alberich und Valri in ihrer vergitterten Loge Platz nahmen, trug Pimprenette, die natürlich die Rolle der Claudine spielt, gerade die „Schere“ vor, eingehüllt in ein schneeiges Geflimmer feiner Leinwand. Pimprenette hatte sich so kostümiert, wie Polaire in der Rolle des Schulmädchens Claudine, mit Ausnahme der Unterkleider, denn nie hat ein Schulkind so reich verzierte Beinkleider, so duftige Unterröcke; dazu trug sie kurze Strümpfe. Wenn die Wirklichkeit dabei auch verliert, so kommen die Zuschauer um so mehr auf die Kosten.

— Ah! die ist so übel nicht! sagte Alberich.

Der vorsorgliche Valri hatte ein ausgezeichnetes Opernglas mitgebracht, das er seinem Souverän anbot.

— Sind Sie denn Homöopath, Valri, daß Sie wollen, ich soll diese galante Person durch ein Glas für alte Leute betrachten? Similia similibus.

Und Alberich betrachtete sie mit größter Aufmerksamkeit, er war ganz Auge.

Als der Vorhang fiel, faßte er seine Eindrücke in dem Ausrufe zusammen:

— Donner nochmal!

Dann forderte er Valri auf, den Zwischenakt zu benützen, um den im Auto begonnenen Bericht ortzusetzen:

— Sie sagten also, mein lieber Herzog, daß Mihail so sehr verliebt ist, daß er . . .

— Daß er nicht einmal wagt, seine Mätresse aufzufordern, ihn mit etwas mehr Mäßigung zu

hintergehen. Aber es kommt noch schlimmer, Hoheit: dieser unglückliche Prinz wird nicht einmal mehr mit der Liebenswürdigkeit empfangen, die man in Paris für ihn bereit hatte. Seit einiger Zeit ist Fräulein Pimprenette nervös geworden und Prinz Mihaïl muß ihre Launen über sich ergehen lassen, wie der „Letzte der Letzten“, wie mein Gewährsmann sich ausdrückt. Wenn ich mir gestatten darf, aus den Angaben, die ich über diese Person habe, einen psychologischen Schluß zu ziehen, so möchte ich die Änderung in ihren Charakter daraus ableiten, daß sie im Begriffe ist sich zu verlieben . . .

— Ihre Psychologie ist keinen Pfifferling wert, Valri! So wie Sie sie geschildert haben, ist Pimprenette verliebt — bis über die Ohren!

— Verzeihung, Hoheit! Früher war sie nur . . . „vibrierend“; und sie „vibrierte“ mit wem immer, wie es sich traf. Aber seit einiger Zeit scheint sie ihre Wahl treffen zu wollen . . .

— Das nennen Sie eine Wahl! . . . Und der Gegenstand der Wahl?

— Ist kein anderer, als der französische Sekretär des Prinzen Mihaïl, ein gewisser René de Gernys. Die Kammerzofe behauptet, daß die beiden seit Wochen schon gute Kameraden seien, aber, so sonderbar das auch scheinen möge, doch noch in keine engeren Beziehungen zueinander getreten seien . . .

— Und nun sind sie es schon?

— Ja, Hoheit. Und seit der Zeit wird außer dem Prinzen Mihaïl kein Mann mehr in ihrem

Hotel empfangen. Es ist das erste Mal, sagen die Diener, daß Fräulein von Folligny eine so ausschließliche Vorliebe gezeigt hat. Bis jetzt folgten ihre unzähligen Kaprizen mit unglaublicher Schnelligkeit aufeinander.

— Ein Keil treibt den anderen aus!

— Vor diesem Gernys nennt man nur einen einzigen . . . Nutznießer in Cavaci, der mehrere Tage ihre Gunst genossen habe, das ist der Kommandant Boris von Pulamar.

— Dieser widerliche Kerl! Ist der denn nicht verbannt?

— Ew. Hoheit hatten den Kommandanten Boris allerdings verbannt, weil er in Verbindung mit der Gräfin Morotte . . .

— Und anderen!

— Und anderen . . . sich an den dunklen Umtrieben beteiligt hatte, die den Bruch zwischen Ew. Hoheit und der Fürstin Marija . . .

— Na, und?

— Aber Ew. Hoheit vergessen, daß Sie am zweiten Geburtstage des Erbprinzen eine allgemeine Amnestie erlassen haben, was dem Kommandanten Boris gestattet hat nach Cavaci zurückzukehren.

— Und wovon lebt er?

— Von Frauen, Hoheit! Von denen hat er ja immer seine hauptsächlichsten Existenzmittel bezogen.

— Ja, ich weiß es; die hauptsächlichlichen und auch die anderen: die Herzogin Marnahisse hat ihn früher reichlich ausgehalten.

— Wahrscheinlich hat er geglaubt, daß Fräulein Pimprenette ebenso generös sein werde wie die Herzogin; aber seine Erwartungen haben ihn getäuscht, arg getäuscht. Nachdem sie ihn eine Woche lang gut aufgenommen hat, wurde er von dem jetzigen Günstling, dem Sekretär René de Gernys an die Luft gesetzt.

— So, so!

— Nach einer Szene, deren Einzelheiten der Diener mir leider nicht hat angeben können, hat er den jungen Franzosen gesehen, wie er ihn aus dem Boudoir des Fräulein Pimprenette hinausgeführt und mit einigen Fußtritten an die rechte Stelle die Treppe hinuntergeworfen hat.

— Bei dem bekannten Mute des Kommandanten hat er wahrscheinlich nicht weiter reklamiert . . .

— Allerdings, Hoheit, der Kommandant steht in dem Rufe nur Mut zu haben bei Frauen . . . Wenn er sich so viel gefallen lassen muß, dann ist er aber erst recht nachträgerisch: nun, da ich weiß, daß er mit dieser Frau zu tun gehabt hat, würde ich durchaus nicht überrascht sein, wenn er der Verfasser der Sendungen wäre, durch die er Ew. Hoheit einladet . . .

— Was für eine Idee! Was kann das den Kommandanten kümmern, wenn ich mich an Mihaïl räche? Wie sollte ihn das für die Liebe entschädigen, die ihm der Sekretär verabsolgt hat?

— Hoheit, der Kommandant haßt Sie, weil Sie ihn verbannt haben; er verabscheut die Fürstin

Mariza, wie Sie wissen; er haßt den Prinzen Mihail, der ihm stets seine Verachtung gezeigt hat; er verabscheut diese Pimprenette, die seine Erwartungen getäuscht hat; er haßt René de Gernys... Er kann hoffen, daß eine Nebenbuhlerschaft zwischen Ew. Hoheit und dem Prinzen Mihail einen Skandal hervorrufen würde, der allen daran beteiligten Personen aufs höchste unangenehm sein könnte: weil er ein Lump ist, will er auch gewiß im Trüben fischen.

Das Ende des Zwischenaktes unterbrach die Unterhaltung: der regierende Fürst vertieft sich in die Betrachtung Pimprenette=Claudins, die sich in der „Genesenden Maus“ an Asti-Wein berauschte; der Großmeister der Polizei folgt diesem hohen Beispiel.

Kurz vor dem Ende des zweiten Aktes erhob sich Alberich:

— Kehren wir nach Hause zurück, Valri; ich weiß was ich wissen wollte.

Und in dem Auto, das sie entführt, sagt er:

— Mein lieber Herzog, diese Pimprenette ist mehr als hübsch! Ich werde mich also persönlich rächen; aber es liegt mir daran, daß Mihail das erfahre...

— Aber, Hoheit, der Skandal, auf den der Kommandant Boris rechnet...

— Geduld, Valri! Ich werde warten, bis meine Frau zu ihrer Mutter abgereist ist. Bis dahin haben Sie Zeit über das Problem nachzu-

denken, das ich Ihrer Klugheit überlasse: ein Mittel zu finden, daß mein Better Mihaïl mit Gewißheit und in der verletzendsten Form erfahre, daß ich, Aberich, der Erste dieses Namens, seine Mätresse, die reizende Pimprenette gebrauche und mißbrauche . . . und zugleich ein Mittel, das mir gestattet meiner Frau, wenn es nötig ist, zu beweisen, daß man mich verleumdet und daß ich nie und nimmer mit dieser Pimprenette etwas zu tun gehabt habe . . .

— Aber, Hoheit, wie wollen Sie? . . .

— Das ist Ihre Sache, mein Lieber, suchen Sie!

— Denken Sie doch an die ungeheure Schwierigkeit, Hoheit . . .

— Es ist Ihr Geschäft erfinderisch zu sein! Sie sind nicht umsonst Großmeister der Polizei!

— Ohne Zweifel; aber wenn Ew. Hoheit mir angeben wollte, wie Sie sich das denken . . .

— Das ist mir gänzlich unbekannt, Valri! Sie langweilen mich schließlich! Ihre Sache ist es, das zu finden! Es muß doch auch ein jeder ein wenig von dem seinigen dazutun: ich übernehme es bei Pimprenette zu schlafen, kümmern Sie sich um das übrige: ich kann doch nicht alles machen.

V.

Unermeßlich war der Erfolg, den Pimprenette bei ihrem ersten Auftreten in Savaci hatte. Das morenische Publikum besitzt einen Enthusiasmus, der den anderen, weniger heißblütigen Völkern fehlt. Vier oder fünf Hervorrufe am Ende eines Aktes bilden bei uns schon einen „Triumph“: Pimprenette mußte achtzehnmal das Publikum von Savaci begrüßen; aus dem Parkett und aus den Logen wurden große Blumengewinde auf die Bühne geschickt, während von den oberen Galerien, die die Schuljugend inne hatte, kleine Sträußchen dicht wie Hagelschossen herabflogen.

Als sie das Theater verlassen wollte, mußten vierzig Polizeisoldaten Raum schaffen, damit die Künstlerin zu ihrem Wagen gelangen könne; und da das ein Auto war, verzichteten die Studenten darauf, die Pferde auszuspannen; aber ihre dichte Masse zwang den Wagen, nicht mehr als fünf Kilometer in der Stunde zurückzulegen.

Unter die Rufe: „Pimprenette, Hoch!“ mischten sich andere: „Mihail, Hoch!“ ein Beweis, daß die Leute von Gavaci die Verbindung der Schauspielerin mit dem Kriegsminister kannten und ihm dazu Glück wünschten.

Man sang die Marseillaise und die Morenische Hymne; auf dem ganzen Wege erschienen die aus dem Schlafe geweckten Leute an den Fenstern und begrüßten in Pimprenette Frankreich. Diese war zunächst etwas überrascht, aber sie hätte eine schlechte Komödiantin sein müssen, wenn sie sich nicht schnell in die Rolle gefunden hätte, das Vaterland auf Reisen vorzustellen; bald aus dem einen, bald aus dem anderen Fenster ihres Coupés sandte sie der brüllenden Menge ihrer Bewunderer Kußhändchen und ihr holdes Lächeln zu.

Den am anderen Morgen herbeieilenden Reportern gestand sie die ungeheure Erregung, die sie empfunden hatte, die Seele eines ganzen Volkes um sich vibrieren zu fühlen; und sie fügte hinzu, daß das Echo dieser großartigen Manifestation über die Grenzen dieses Landes, bis nach Paris dringen würde, zu diesem älteren Bruder Gavacis (sic!), und daß Morenien ihre zweite Heimat sei, kleiner, aber ihrem Herzen eben so teuer wie die andere, die große, das ferne Frankreich!

Der gute Mihail vermied es liebenswürdig Pimprenette darüber aufzuklären, daß dieser Triumphzug nicht ausschließlich ihrer Kunst gälte, sondern auch der Mätresse eines gewissen Prinzen Mihail, den die Menge vergöttert.

Obwohl er noch nie die Gelegenheit gefunden und sie auch noch nie gesucht hatte, etwas für das öffentliche Wohl zu tun, hatte ihm doch seine Ernennung zum Kriegsminister eine unglaubliche Popularität verschafft, deren Grund er selbst nicht zu ermitteln suchte. Ohne Zweifel hatte seine erste Tat als Minister, sein Tagesbefehl an die Armee: „Soldaten, zählet auf mich, wie ich auf euch zähle!“ durch seine knappe Fassung und seine Originalität gewirkt. Und dann besaß er prachtvolle Pferde, besonders ein schwarzes, fromm wie ein Lamm, mit einem furchtbaren Ausdruck, das den Kopf hielt, als stände es einem Schlachtenmaler für die Nachwelt Modell . . . Vielleicht aber übertrug die Masse auf Mihail einen Teil der fast fanatischen Verehrung, die sie für die Fürstin Marija hatte und dankte sie ihm unbewußt für die diskrete Unterstützung, die er ehemals der Herrscherin bei der Hervorbringung eines Thronerben geliehen hatte, — da der gesetzmäßige Vater, Alberich I. in seiner Freude über dieses glückliche Ereigniß und zum ewigen Gedenken seinen Untertanen eine Verfassung geschenkt hatte.

Auf jeden Fall — für dies, für das, oder für etwas anderes — war Mihail populär; und wie eine verliebte Frau an dem, den sie anbetet, alles bewundert, die Farbe seiner Halsbinde wie die seiner Augen, den Geruch seines Tabaks wie den seiner Tugendhaftigkeit, so verehrte Morenien in Mihail nicht mehr seinen eventuellen Verteidiger,

als den Geliebten Pimprenettes: es war ihm für diese hübsche Schauspielerin ebenso dankbar, wie für zwei eroberte Provinzen und jubelte Frankreich zu, weil die Mätresse des Prinzen Mihail eine Französin war — etwas aber auch wohl aus einem alten Groll gegen die Fürstin=Mutter, geborene Altschloß, eine Deutsche, die von ihren früheren Untertanen aufs herzlichste gehaßt wurde.

Es versteht sich von selbst, daß Pimprenette ihren ungeheuren Erfolg allein ihren Verdiensten zuschrieb. Sie überzeugte sich einfach, daß sie eine größere Schauspielerin sei, als sie bis dahin geglaubt hatte. Der sich gleich bleibende Enthusiasmus des morenischen Publikums, das weniger kritischen Sinn als Beständigkeit in seinen Sympathien hatte, bestätigte sie in ihrer schmeichelhaften Meinung; entschlossen sie immer vollkommen zu finden, wie sie Mihail immer für vollkommen hielten, feierten sie die Untertanen Alberich I. ohne Unterschied in allen Rollen. Denn sie wollte alles spielen — mit Ausnahme der Mütterrollen, — die Naiven Paillerons, wie die Claudinen, und die großen Kofetten, auch die hysterischen Weiber von Bernstein. Und man kann sich denken, daß sie, in mehreren dieser Schöpfungen erbärmlich war; da aber alle darin übereinstimmten, sie vorzüglich zu finden, theilte sie die Aussicht aller.

Etwas fehlte jedoch zu ihrem Glück: René blieb halsstarrig dabei, gegen die Verführungskünste Pimprenettes ankämpfen zu wollen; er schloß die

Augen, um nicht sehen zu müssen, daß er sich nur zu bücken brauchte, um sie zu besigen. Auf die Weise hatte er aber, ohne es zu wissen und zu wollen, das beste Mittel ergriffen, um sie in sich immer mehr verliebt zu machen.

Zuerst war es allerdings keine Liebe, die Bimprenette empfand, sondern Mut. Bald wurde sie gegen den Beifall eines jubelnden Hauses unempfindlich; ihr Charakter wurde verbittert. Mihaïl hatte darunter am meisten zu leiden, vergebens verdoppelte er seine Freigiebigkeit und erfüllte er ihre phantastischsten Wünsche.

— Ich langweile mich, du langweilst mich, konjugierte sie verzweifelt, bis der Prinz fortging.

Aus Mangel an Scharfblick oder aber aus Feigheit sandte er dann René zu ihr:

— Ich glaube, sie hat Heimweh. Gehen Sie zu ihr, sprechen Sie mit ihr von Paris, zerstreuen Sie sie!

Aber die einzige Zerstreung, die sie beruhigt haben würde, verweigerte ihr René. Doch war er so offenbar mit seiner Widerstandskraft zu Ende, daß Bimprenette hoffte, ihn zu einer Erklärung zwingen zu können, indem sie dieselben Mittel anwendete, wie in Paris; glänzende Offiziere, fade Komödianten, Zigeuner mit schmachtenden Augen, allen diesen gab sie sich hin, wenn sie sie haben wollten und war glücklich, René diese rächenden Eintagslaunen jedesmal erzählen zu können.

Dann wieder dachte sie, daß er mehr leiden würde, wenn sie einen einzigen nähme — und so

stellte sie sich ganz verliebt in den Kommandanten Boris von Boulamar.

Mit seinem safrangelben Teint, Augen mit schokoladenfarbigen Pupillen, krausem Haar, glänzend von Pomade, und mit seinem gewichsten Schnurrbart bildete dieser Zierbengel den vollendeten Typus des Hochstaplers mit Ringen. Pimprenette bestand darauf ihn René vorzustellen.

— Du sollst sehen, wie schön er ist!

Gleich beim ersten Anblicke faßte René gegen diesen Mulatten einen Haß, der um so mehr wuchs, als er jeden Tag die Anpreisung der außerordentlichen Vorzüge dieses Zuhälters in Uniform zu hören bekam.

— Nie hat mich ein Mann so verliebt gemacht, behauptete Pimprenette in Ekstase... Wenn er mich verlasse, müßte ich vor Kummer krank werden!

Sie zeigte René Photographien, die sie diesem bewundernswerten Boris schenken wollte, und auf die sie überschwengliche Widmungen geschrieben hatte: Meinem heißgeliebten Boris, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, im Leben und Tode und wenn es sein muß, bis zum Verbrechen: seine P i m p r e n e t t e.

— Pimpin, sagte René, du bist verrückt!

— Ja, vor Liebe; ich erkenne mich selbst nicht mehr!

Weit entfernt die Rolle zu ahnen, die man ihn spielen ließ, glaubte der „geliebte Boris“ steif und fest an seinen Einfluß auf Pimprenette; er freute sich darüber, da er eine reiche Mätresse

brauchte, die ihn aushielte, wie seinerzeit die Herzogin Marnahisse es getan.

Nachdem er einige Tage galante Dienste geleistet, glühende Beteuerungen und verliebte Streiche vollführt hatte, glaubte er, die Zeit sei nun da, an ernste Sachen denken zu können: er sagte, er habe im Spiel verloren und fragte ganz ruhig, was Pimprenette für ihr Männchen tun wolle, das sie so sehr liebte.

Zu seiner großen Überraschung antwortete Pimprenette ihm nicht weniger ruhig, daß sie von ihm nichts verlange und fortfahren würde, ihn auch nach dem Geständnis seiner Armut zu empfangen, als wäre er ein Millionär. Boris dachte: „Die ist etwas dumm!“ Und erklärte sich deutlicher: er habe nie den Gedanken gehabt ihr Geld anzubieten, rechne im Gegenteil darauf, daß sie ihm die Mittel zu seiner Existenz liefere, wie das unter Leuten, die sich lieben, sein müsse.

Pimprenette fand aber gar keinen Gefallen an dieser sentimentalen Erklärung und weigerte sich rund heraus.

— Warum? fragte Boris erzürnt.

— Ich mag keinen Zuhälter! entgegnete sie.

Aber eine feste Ohrfeige belehrte sie, daß Boris nicht anders als mit seinem wahren Namen genannt sein wollte. Pimprenette erschrack heftig, faßte sich jedoch sofort und verstellte sich: sie küßte die Hand, die sie geschlagen hatte, schwor, daß sie nur habe scherzen wollen, und zu glücklich sei, einem

Manne zu Hilfe zu kommen, der es so gut verstand mit Frauen zu sprechen; sie bat ihn nur bis zum folgenden Tage zu warten, da sie erst Geld von der Bank holen müsse.

Großmütig gestand Boris die erbetene Frist zu. Als er aber noch vierundzwanzig Stunden wiederkam, fand er eine ganz andere Pimprenette, als er erwartet hatte, eine Pimprenette, die die Feige von gestern ganz vergessen zu haben schien, denn auf die Frage des braven Kommandanten: „Nun? wo ist das Geld?“ antwortete die Schamlose ganz ruhig:

— Es ist schon unterwegs.

Ganz wütend fragte Boulamar:

— Du machst dich wohl über mich lustig?

Ein fröhliches Lachen antwortete bestätigend.

— Ich sehe, daß die gestrige Lektion nicht genügt hat! Wir wollen sie einmal wiederholen, Liebchen!

Mit erhobener Hand ging er auf sie zu, überzeugte, daß sie sich ergeben ihm zu Füßen werfen würde; sie entschlüpfte ihm aber und floh in den anstoßenden kleinen Salon.

— Du verlierst nichts dabei, wenn du wartest! — drohte Boris, ihr nachfolgend.

Aber in der Thür blieb er erschrocken stehen... Pimprenette war nicht allein in dem kleinen Salon: ein junger blonder Mann war da, der voll höflicher Ironie den erzürnten Boris von Boulamar aufforderte, so schnell als möglich das Haus zu verlassen.

Der Mut des Kommandanten war mit einer Vorsicht gemischt, die ihn nie verließ; außerdem gestattete es ihm seine gute Erziehung nicht, sich mit dem Erstbesten einzulassen, selbst nicht mit dem Zweiten, wenn sie ihn auch nicht verhinderte, Frauen zu prügeln; er drückte das durch eine würdige Gebärde aus und ging.

Unglücklicherweise für ihn glaubte er, bei seinem Rückzuge einige Worte murmeln zu sollen, unter denen René de Gernys auch etwas wie „dummer Junge“ vernahm. Infolge dessen verwandelte sich der würdige Rückzug des Kommandanten in eilige Flucht, da René auf ihn zustürzte, ihn bei den Schultern packte und mit einigen kräftigen Fußtritten an die richtige Stelle den früheren Offizier die Treppe hinunter beförderte, wo ihn der Diener, den das Geräusch herbeigelockt hatte, mit dem ironischen Rate empfing:

— Sie müssen achtgeben, Herr Kommandant, es ist eine Stufe da, die ist etwas ausgetreten!

Als René in das Zimmer zurückkam, fiel ihm Pimprenette ganz abgespannt in die Arme.

— Pimpin, rief er erschrocken . . . Liebste! Ich will . . .

Doch die kleine Hand Pimprenettes schloß ihm den Mund:

— Nein! rufe nicht! . . . Es ist nichts . . . die Aufregung . . . So, jetzt ist es schon besser . . .

— Du mußt dich zu Bette legen, Pimpin, du kannst dich nicht mehr aufrecht halten . . .

— Ja, alles, was du willst . . . aber rufe niemand . . . Niemand! Du ganz allein!

Man muß nie einer Frau widersprechen, die nahe vor einer Nervenkrise steht: René rief denn die Kammerzofe nicht herbei, sondern trug Pimprenette selbst aufs Bett. Da zog sie den Kopf des jungen Mannes an ihre Brust und brach in Tränen aus:

— Es ist deine Schuld! schluchzte sie.

— Meine Schuld, Pimpin! was habe ich getan?

— Ah! seufzte sie, indem sie ihm ihre Lippen bot, begreifst du denn nicht?

Er begriff aber. Und weil er begriff, nahte die Stunde, die Maugis vorausgesagt hatte, wo René seinen Prinz Mihail, seine Stellung als Sekretär und alle seine edlen Gefühle und alles, alles vergaß und nur noch daran dachte, sich wie ein Mann zu betragen, in dem männlichsten Sinne des Wortes.

— — — — —
Die folgenden Tage benützen René und Pimprenette, um die verlorene Zeit einzuholen, wodurch die junge Frau ihre frühere gute Laune wiedergewann: sie war so glücklich, daß sie Mühe hatte, Mihail gegenüber noch die Zurückhaltende zu spielen . . . aus Furcht, daß er seine Besuche ausdehnen oder vermehren könnte.

Die Freude René's war weniger groß. Nicht daß ihn Gewissensbisse gequält hätten, die hatte

er vorher gehabt und er sprach sich davon selbst frei: „Ich habe widerstanden!“ Aber gerade durch diesen Widerstand war aus der Begierde, die er solange zurückgehalten hatte, Liebe geworden, und was vordem nur eine vorübergehende Liebelei gewesen wäre, wurde nun eine dauernde Vereinigung, in der sich die Herzen fanden.

Aber wenn die Herzen zu reden anfangen, wie wird dann alles kompliziert! Das Herz Renés machte ganz andere Ansprüche, als das Pimprenettes, die durch ihre Vergangenheit so an mehrere Liebhaber gewöhnt war, daß es ihr wie die höchste moralische Vollkommenheit vorkam, die eine Frau erreichen kann, nur zwei Männern anzugehören, einem, der bezahlt, und einem, den man liebt.

Die Liebe Renés dagegen litt unter dieser Teilung. Er mußte es Pimprenettes gestehen, als er zwischen zwei Umarmungen einige Traurigkeit zeigte. Sie hörte ihm mit dem mitleidigen Erstaunen zu, das man hat, wenn man merkt, wie ein intelligentes Wesen auf einmal anfängt irre zu reden; sie bemühte sich, ihn zu überzeugen, daß er eben so zufrieden über sein Los sein müsse, wie sie selbst es war.

— Worüber beklagst du dich denn eigentlich?

Er suchte der Antwort auszuweichen, da er merkte, daß seine Gründe dem Verständnis dieser Frau unzugänglich seien.

— Ich beklage mich nicht, mein Liebchen. Die Braut ist dafür zu schön: das wäre Undankbarkeit!

— Also?

— Also nichts! Nehmen wir an, daß ich hin und wieder schmolle, weil ich ein schrecklicher Egoist bin, der ein Stück vom Kuchen gekostet hat und ihn nun ganz allein essen will.

— Dann iß doch, Leckermaul! . . . Und dann, hörst du, wenn ich ein Kuchen bin, dann bin ich keine Gans; ich sehe also, daß dein Vergleich richtig ist: wenn zwei an einem Kuchen essen, dann hat jeder nur die Hälfte, während du mich doch ganz hast, wie mir scheint! . . . Wo ist da also die Teilung?

— Pimpin, nun mache doch nicht auch die Sophistin! Ich habe dich ganz, meinerwegen; aber ich habe dich nicht immer . . .

— Kleiner Brähler! als wenn man immer könnte! . . .

— Man kann nicht immer . . . aber das ist es gerade, man will auch nicht, daß während der Zeit, wo man nicht kann, ein Anderer . . .

— Das sind Ideen, mein Junge! . . . Wenn du der Liebhaber einer verheirateten Frau wärest, wäre das nicht ganz dasselbe?

— Ja . . . aber dann wäre ich auf den Gatten eifersüchtig.

— Und was hättest du denn mehr ohne die Teilung, kannst du mir das sagen?

— Nichts; aber ich wiederhole es: der Andere hätte dich dann auch nicht!

— Nun lasse mich aber zufrieden mit deinem „Anderen!“ Du bist es doch, den ich liebe! . . .

— Aber er ist es, der dir nützlich ist!

— Zu etwas muß er doch da sein!

— Pimpin, ich möchte den Anderen ersetzen können . . . ohne aufzuhören das zu sein, was ich bin . . . So wäre ich ganz allein!

— Ja, das wünsche ich dir auch; das würde beweisen, daß du viel Geld hast; aber ehrlich gestanden: du mußt nicht glauben, daß ich dich dann mehr lieb haben würde, weil du mich aushieltest!

— Das wohl nicht, es wäre aber doch viel reinlicher.

— Mein Lieber, was du da sagst, ist ganz verdrehtes Zeug, und du hast unrecht, dir darum Sorge zu machen! Weißt du, was Reinlichkeit anbetrifft, so gibt es nur eine Reinlichkeit: wenn man sich wäscht!

(Man schaudert, wenn man bedenkt, daß Pimprenette in dieser nachlässigen Form vielleicht eine tiefe, betäubende Wahrheit ausspricht.)

VI.

„Palastnotiz: Gestern morgens haben J. K. H. die Fürstin Marija und der Erbprinz mit dem Früh-Gilzuge Gavaci verlassen, um nach Grodnolensk zu Höchstherrn Mutter und Großmutter, der Prinzessin von Warlasch zu reisen.“

In derselben „Morenischen Zeitung“ liest man unter dem Titel: „An der morenisch-malachischen Grenze“:

„Die großen Manöver, die, wie man weiß, dieses Jahr in der Nähe der walachischen Grenze stattfinden, haben gestern unter der Leitung des Kriegsministers, des Prinzen Mihail begonnen.

Nach einem lebhaften Kampfe ist die 7. Division, die den Feind vorstellt, der ohne vorhergehende Kriegserklärung auf unser Gebiet eingedrungen ist und auf Blaksastir marschiert, auf das linke Ufer des Boreth zurückgeworfen worden. Der Prinz Mihail, dessen taktische Führung die allgemeine Bewunderung ebenso hervorgerufen hat, wie seine echt soldatische

Haltung, kommandierte in eigener Person das 1. und 2. Armeekorps.

Für heute ist das Thema, daß der verstärkte Feind den Angriff wieder aufnimmt: aber die Anwesenheit des tapferen Prinzen Mihail an der Spitze der nationalen Armee wird ihn zweifellos diese Kühnheit teuer büßen lassen.

Morgen Ruhetag in den Quartieren.“

Ferner liest man in derselben Zeitung unter der Rubrik „Theater“:

„Die französische Truppe hat gestern eine brillante Vorstellung gegeben. Aufgeführt wurde „Die Schule der Frauen“; die reizende Vertreterin der Rolle der Agnes, Fräulein Pimprenette von Folligny, die diese Rolle zum ersten Male spielte, hat sie in überaus glücklicher Weise durchgeführt. Indem sie entschlossen mit der veralteten Tradition brach, hat sie dieselbe mit einer hinreißenden Lustigkeit gespielt, die die Zuschauer entzückt hat, wie sie Molière selbst entzückt haben würde, wenn er noch unter den Lebenden wäre.

S. K. H. der regierende Fürst, der der Vorstellung beiwohnte und zu wiederholten Malen das Zeichen zum Beifall gab, hat sich während des Zwischenaktes in das Foyer der Künstler begeben, wo er für jeden ein freundliches Wort hatte und besonders die reizende Pimprenette beglückwünscht hat.“

Der Prinz Mihaïl an Fräulein Pimprenette
von Folligny,
am französischen Theater
zu Savaci.

(Dieser Brief, der zur rechten Zeit an seine Adresse gelangt ist und ohne daß dem Anscheine nach die Siegel' berührt waren, ist nichtsdestoweniger im „Schwarzen Kabinette“ durch die Gehilfen des Herzogs Valri geöffnet worden, die dem Großmeister der Polizei eine Abschrift davon lieferten).

Hauptquartier in Notigné am Boreth.
Montag, den 31. August 19 . .

Liebste,

Ich habe mich heute mit Ruhm und Staub bedeckt. Ich bin Sieger. In Wahrheit habe ich die Vorsicht gebraucht, das Kommando jener Armee zu übernehmen, deren Sieg am Tage vorher beschlossen worden war, und ich verfügte über fünfmal mehr Soldaten, als der arme General Bulano, dem die undankbare Rolle zugefallen war, die feindliche Armee zur Niederlage zu führen. Ich habe aber trotzdem die herzlichsten Glückwünsche aller meiner Untergebenen empfangen, die auf Avancement rechnen; man muß aber auch gestehen, daß ich mit vielem Glück ein Verfahren anwende, das nicht in der Macht aller Strategen ist; jedesmal, wenn ich als Armeeführer Bulano nicht habe verhindern können, eine vorteilhafte Stellung einzunehmen,

habe ich ihm als Kriegsminister die Weisung zugeben lassen, sich zurückzuziehen . . . Und dann gehe ich immer zum Angriffe vor, das imponiert der Bevölkerung!

Ich vergesse dich nicht, teuerste Pimpin, unter Pulver und Kugelregen (brauchst nichts zu fürchten, Herz, wir schießen mit blinden Patronen); ich vergesse dich nicht und muß dir gestehn, daß ich viel lieber in deinem Bett als auf der Position meines Gegners schlafen möchte.

Übrigens muß ich sagen, ohne dir einen Vorwurf machen zu wollen, daß du nicht immer so willsfähig bist als der General Bulano, der auf Befehl besiegt wird, und der trotz seinem Alter und Geschlecht der Frau Sganarelles mehr gleicht als du: denn da er meines Wohlwollens sicher ist, gefällt es ihm geschlagen zu werden und ich brauche seine Zustimmung dazu nicht erst zu erbitten . . .

Da ich die höchste Stufe erreicht habe, kann ich höhere Ehren nicht mehr erstreben: nur bei dir möchte ich vorwärts kommen und ich denke mit Grauen daran, daß meine militärische Größe mich noch zehn Tage von dir fernhalten soll. Ich habe mir daher folgendes überlegt: da Mittwoch Ruhetag ist, reise ich morgen, Dienstag, mit dem Abendzuge ab und komme gegen Mitternacht in Savaci an; ich gehe zu dir und fahre bei Tagesanbruch wieder zurück . . . Dein Kuß ist mir soviel wert, daß ich deshalb zehn Stunden auf der Eisenbahn liege. Ich

möchte aber sicher sein, daß mein Besuch dir nicht ungelegen kommt: du schienst in der letzten Zeit so leidend zu sein, daß ich es mir nicht verzeihen könnte deine Ruhe zu stören . . .

Telegraphiere mir also, sobald du diesen Brief hast, ob es dir nicht allzu unangenehm ist, mich zu empfangen.

Dein
Mihail."

Pimprenette an den Prinzen Mihail,
Hauptquartier der großen Manöver im Osten.
(Telegramm).

Aus Savaci — 6 Worte — Aufgegeben am
1. Sept. 10 Uhr 7 Minuten.

Pimpin erwartet Momo diese Nacht. Ruß.

* * *

Immer noch am Dienstag, 1. September.
Elf Uhr Vormittags. Das Ende einer Unterredung zwischen Alberich I. und dem Großmeister der Polizei in dem ernstesten Arbeitskabinett, wo der regierende Fürst so viele Pfeifen geraucht hat.

Alberich, einen gewaltigen Affenstoß durchblätternd: Ja, das ist alles ohne Zweifel gut und logisch.

Balri: Um so überzeugender, Hoheit, als alle diese Dokumente unter meiner Aufsicht von einem unvergleichlichen Fälscher fabriziert sind . . . den ich übrigens recht teuer bezahle.

Alberich: Im großen Ganzen ist Ihr Plan machiavellistisch und gemein, ganz ver-teufelt gemein. Ich habe große Lust ihn anzu-nehmen, denn dann kann ich dem schönen Mihaïl einen viel schöneren Streich spielen, als ich je gedacht hätte . . .

Balri: Ohne zu rechnen, Hoheit, daß Prinz Mihaïl nichts machen kann, wenn es ihm beikom-men sollte, in seiner Wut der Fürstin Mariza etwas davon zu sagen.

Alberich: Ja, ja, er kann es ruhig ein-stecken und herunterschlucken, sagen kann er nichts.

Balri: Ausgezeichnet!

Alberich: Das kann er nicht, denn die von Ihnen vorbereiteten Aktenstücke beweisen zur Genüge, wie haltlos seine Aussagen sind. So wäre das also alles schön. Nur eins behagt mir nicht.

Balri, beunruhigt: Was denn, Hoheit?

Alberich: Diese arme Pimprenette, die wir in die Verbannung schicken; sie hat doch nichts gegen mich unternommen. Es ist mir unangenehm, daß sie darunter leiden soll . . . Hören Sie, Balri, ich möchte ihr eine schöne Entschädigung zukommen lassen.

Balri: Daran erkenne ich das Herz meines Souveräns.

Alberich: Warum soll man sich unnötig Lumpen lassen? Hier haben Sie einen Scheck auf meine Schatulle: erheben Sie ihn und geben Sie den Betrag Fräulein von Folligny.

Balri, nimmt den Scheck, den ihm Alberich reicht: Oh! Hoheit, eine solche Summe! Ist das nicht zuviel, viel zuviel?

Alberich: Oh nein! Denken Sie doch, daß die Künstlerin eine gute Stellung verliert, dabei ganz unschuldig ist! (Lachend). Und dann, unter uns, dieses Nadelgeld, wie sie sagen würde...

Balri: Wie sie sagen wird.

Alberich: Ist nur ein kleiner Teil dessen, was ich durch Mihail gewonnen habe!

Balri, erstaunt: Wie? Der Prinz...

Alberich: Ja, ohne, daß er eine Ahnung davon hat; es ist recht amüsant: bei unserer letzten Ministerkrise habe ich die Baisse benützt, um Papiere aufzukaufen; als es bekannt wurde, daß Mihail in das neue Kabinett eintreten würde, ist die Rente, wie Sie wissen, um drei Prozent gestiegen, was der absurden Popularität meines lieben Veters zuzuschreiben war... Ich habe ihm auch nur aus dem Grunde ein Portefeuille gegeben... und ich habe dabei ordentlich verdient. Machen Sie sich also keine unnötigen Sorgen, mein lieber Herzog: es bleibt mir noch genug, um Ihre treuen Dienste zu belohnen!

Balri: Oh! Hoheit, meine Ergebenheit, meine Selbstlosigkeit, mein...

Alberich, vergnügt, skeptisch: Stille, stille! Sprechen wir nicht von der Kleinigkeit!

* * *

Immer noch am 1. September. Zwei Uhr Nachmittags. Ein kleiner Salon bei Pimprenette: „die große Künstlerin, die in Morenien so herrlich den Ruhm Frankreichs vertritt“, durchfliegt die Pariser Zeitungen, die eben angekommen sind und ist vergnügt zu lesen, daß ihr alter Kamerad Cordon in dem neuen Stücke des Little Palace ausgepiffen worden ist, nur tut es ihr leid dieses ergötzliche Schauspiel versäumt zu haben: man ist recht weit aus der Welt in Gavaci!

Es klopft und die Kammerzofe erscheint mit einer Karte in der Hand:

— Ein Besuch, Francine? ruft Pimprenette; Sie haben doch gesagt, daß ich nicht da bin, denke ich? Sie wissen doch, daß ich Herrn René erwarte...

Francine: Es ist aber ein hoher Besuch!

Pimprenette, liest die Karte, die ihr die Kammerzofe reicht: Der Herzog Valri, Großmeister der Polizei? Kennen Sie den Vogel?

Francine: Gnädige Frau, Dmitri, der Diener sagt, daß Sie den unbedingt empfangen müssen: er ist so etwas wie bei uns Herr Lepine, sogar noch mehr...

Pimprenette: Der höchste Herr bei der Polizei, wie?

Francine: Ja, gnädige Frau, und dann besteht er so beharrlich darauf, Sie zu sprechen, daß es etwas Wichtiges sein muß.

Pimprenette: So? Dann lassen Sie ihn nur heraufkommen; wir werden ja sehen.

Einige Augenblicke darauf küßt Valri sehr ehrebetig die kleine Hand, die ihm Pimprenette nicht ohne eine gewisse Kälte bietet, da sie zu sehr Pariserin ist, um nicht gegen alles, was Polizei heißt, eine Abneigung zu haben. Sie bittet ihn Platz zu nehmen und setzt sich selbst etwas entfernt von ihm nieder; mit einer Bewegung der Augenbrauen fragt sie ihn nach seinem Begehr.

Valri, galant: Mein Fräulein, obgleich ich im Verlaufe meiner langen Karriere oft mit gekrönten Häuptern habe sprechen dürfen, empfinde ich doch eine gewisse Erregung, indem ich in Ihnen die zweifache Königin der Schönheit und des Talentes begrüße.

Pimprenette, ironisch, aber trotzdem geschmeichelt: Sehr gütig, mein Herr!

Valri: Ich bitte Sie, mein Fräulein, an meiner vollkommenen Aufrichtigkeit nicht zu zweifeln. Ich habe übrigens die Ehre, mich Ihnen als Gesandter vorzustellen.

Pimprenette: Machen Sie sich nicht ein wenig über mich lustig? Nein? Sie wollen mich nicht zum besten haben?

Valri: Nein, mein Fräulein . . . Ich komme als . . . außerordentlicher Gesandter . . . beauftragt mit einer ebenfalls . . . außerordentlichen Mission.

Pimprenette: Die darin besteht, um den heißen Brei herumzugehn?

Valri: Mein Fräulein, ich komme im Auftrage einer sehr hohen Persönlichkeit, von Ihnen eine Unterredung zu erbitten.

Pimprenette: Sind Sie nicht etwa selbst die sehr hohe Persönlichkeit?

Balri: Leider nein, mein Fräulein.

Pimprenette: Na, dann betreiben Sie ein schönes Handwerk!

Balri bescheiden: Man tut, was man kann! Es gibt ein Alter, wo man nur noch Gehilfe sein kann... Wenn Sie zehn Jahre jünger wären, vielleicht...

Pimprenette, ärgerlich: Nein, so was! Sind Sie doch nicht gekommen, um mir Schweine-reien zu sagen? So ein alter Ekel!

Balri beleidigt: Mein Fräulein, meine Würde gebietet mir mich zurückzuziehen; aber meine Pflicht geht vor: ich habe einen Auftrag auszuführen... und diesem will ich nachkommen. Die hohe Persönlichkeit, die...

Pimprenette: Was kümmert mich Ihre hohe Persönlichkeit! Man ist, was man ist, aber man ist doch keine Dirne! Sie wissen wohl nicht, daß ich die Geliebte des Prinzen Mihail bin.

Balri: Oh doch, das weiß ich!

Pimprenette: Ich glaube also nicht, daß Sie viele Persönlichkeiten in Ihrem Dorfe kennen, die „höher“ sind als der!

Balri: Viele nicht... aber ich kenne einen...

Pimprenette, ungläubig: Und der heißt?

Balri: Alberich, für die Damen und selbst für alle Welt.

Pimprenette: Alberich, was? (Plötzlich begreifend): Der F...

Balri: Der regierende Fürst, mein Gott, ja!... der sehr gerührt von Ihrer gestrigen Darstellung der Agnes recht sehr wünscht selbst zu konstatieren, ob... die kleine Kaze nicht tot ist!

Pimprenette, etwas verwirrt: Das hätten Sie doch gleich sagen können!... Ich konnte das doch nicht wissen... Sie verzeihen, mein Herr, die Lebhaftigkeit...

Balri, gutmütig: Oh, das macht nichts: in meinem Alter kann man schon etwas vertragen... Also mein erhabener Herr wird heute Abend der glücklichste der Menschen sein, durch Sie?

Pimprenette, bescheiden: Ich hoffe... (Sich besinnend): Ah, nein! Heute Abend nicht, das ist unmöglich... Morgen, wenn Sie wollen... Heute Abend kommt Mihail...

Balri, der gut weiß, woran er ist: Der Prinz Mihail ist bei den Manövern, glaube ich!

Pimprenette: Er kommt diese Nacht, um zwischen zwei Zügen mir einen Besuch abzustatten.

Balri: Oh! Sie haben Zeit genug ihm noch zu telegraphieren, daß Sie nicht wohl seien...

Pimprenette: Ja, wenn es sein müßte...

Balri: Weil der regierende Fürst seinen Besuch nicht auf morgen aufschieben kann... aus einem triftigen Grunde, mein Fräulein... Und hiermit komme ich auf den delikateren Teil meiner Mission... aus dem Grunde, daß Sie morgen Gavaci verlassen!

Pimprenette, erstaunt: Ich? Ich denke nicht daran! Sie irren sich! Ich denke noch nicht daran zu gehen!

Balri: Sie müssen aber daran denken, mein Fräulein, denn ich habe da (er zieht ein dickes Portefeuille hervor, dem er ein Papier entnimmt) einen Ausweisungsbefehl, der heute morgens unterzeichnet wurde und durch den das Fräulein von Folligny . . . das sind Sie doch? . . . aufgefördert wird, das Gebiet Moreniens in vierundzwanzig Stunden zu verlassen. (Pimprenette sieht ihn verdutzt an). Oh! beruhigen Sie sich, wir verlängern die Frist, damit Sie Zeit haben Ihre Koffer zu packen und dann morgen Abend den Luxuszug Savaci—Wien—Paris nehmen können . . . Es versteht sich von selbst, daß Sie außerhalb der Grenzen Moreniens machen können, was Ihnen beliebt.

Pimprenette: Das ist ja unsinnig! Mich auszuweisen!

Balri: Befehl des Fürsten!

Pimprenette: Den werde ich mir merken, den Dickwanst! Er will, ich soll mit ihm schlafen, und dafür bietet er mir die Ausweisung! Glaubt der, daß ich darauf hereinfalle? Das ist wohl ein Idiot und ein Schmußfink?

Balri, energisch: Nein, mein Fräulein! . . . Hören Sie mich doch erst geduldig an . . . Nehmen Sie einmal an, wenn Sie wollen — und das ist vielleicht nicht so weit von der Wahrheit! — daß Fürst Alberich die Macht Ihrer Reize fürchtet, so

daß er glaubt, er würde sich nicht mehr davon losreißen können, nachdem er sie einmal ganz kennen gelernt hätte, und sich so den Vorwürfen seiner edlen Gemahlin aussetzen würde, weshalb er zwischen sich und Sie die Grenze seines Landes setzen möchte . . . Aber er hat keinen Augenblick daran gedacht, Ihnen die Unannehmlichkeit einer übereilten Abreise aufzuzwingen, ohne Ihnen dafür eine königliche Entschädigung zu bieten, oder doch wenigstens eine fürstliche . . . In diesem Portefeuille, dem ich soeben den leidigen Ausweisungsbefehl entnommen habe, sind noch viele andere Papiere für Sie . . . genau hundert . . . und jedes ist tausend Franken wert!

Pimprenette, geblendet: Hunderttausend Franken!

Balri: Jawohl, Fräulein . . . Die gehören Ihnen, wenn Sie dem Fürsten Alberich gestatten von Ihnen persönlich Abschied zu nehmen . . . und Ihnen seine Verehrung zu bezeigen. Ich möchte Ihnen raten, ihm das zu gestatten, da der Ausweisungsbefehl auf jeden Fall vollzogen werden wird.

Pimprenette, durch diese Beweisführung überzeugt: Ich bin dabei! Geben Sie die Wische her!

Balri, überrascht: Sie sagen, mein Fräulein?

Pimprenette: Ich sagte Ihnen, Sie möchten mir die Banknoten geben.

Balri, übergibt ihr das Geld mit einem Seufzer: So, das nennt man ein kleines Geschenk! . . . Um das übrige brauchen Sie sich nicht zu küm-

mern: Sie verlassen das Theater um halb zwölf Uhr, glaube ich, Sie finden den Fürsten dann hier, auf Sie wartend ...

Pimprenette: Ich muß aber doch den Diener benachrichtigen, der ihn vielleicht nicht kennt ...

Balri, lächelnd: Doch, doch! (Erklärend): Ihr Dimitri ist einer von meinen Leuten ...

Pimprenette: Dimitri! Wenn ich das gewußt hätte!

Balri: Nun bleibt mir nur noch übrig, von Ihnen Abschied zu nehmen. Schreiben Sie aber, bitte, vorher das Telegramm an den Prinzen Mihaïl, damit der nicht kommt. Ich selbst werde es abschicken ...

Pimprenette: Oh! geben Sie sich die Mühe nicht, ich besorge das schon.

Balri: Doch, doch! Sie könnten es vergessen ...

Pimprenette: Meinetwegen!

Sie schreibt: „Komme nicht, plötzliches Unwohlsein ohne Wichtigkeit, Arzt verordnet vollständige Ruhe. Pimpin“ — und übergibt den Zettel Balri, der ihn in die Tasche steckt und sich sorgfältig hütet, das Telegramm abzuschicken.

Einige Minuten nach dem Abgang des Polizeiministers für Alles, kommt René de Gernys.

Pimprenette, dem jungen Manne an den Hals fliegend: Mein Lieber, eine gute Nachricht! ... Hast du dein Herzliebchen immer noch gern?

René, zärtlich: Und wie!

Pimprenette: Also!... aber zuerst muß ich dir sagen, daß Michail mir telegraphiert hat, daß er diese Nacht kommt...

René, erzürnt: Und das nennst du eine gute Nachricht?

Pimprenette: Nein, mein Junge; im Gegenteil! Das hat mich gerade wütend gemacht, daß Einer, den ich nicht liebe, das Recht hat, zu mir zu kommen, wenn es ihm gefällt. Ich habe mich entschlossen alles im Stiche zu lassen, Michail, Gavaci und Morenien...

René, bestürzt: Und mich?

Pimprenette: Dich?... Habe ich nur geträumt, daß dir das Teilen schrecklich ist? Daß du auf Michail eifersüchtig bist?

René: Ja, aber wenn du weggehst, kleiner Tollkopf...

Pimprenette: Wenn ich abreise, fahre ich doch nicht allein, kleiner Schlauberger... Du nimmst mich mit, ich entführe dich!...

René, außer sich vor Freude: Besteigen wir unsere Reisepferde! Ah! Pimpin! meine schöne Pimpin!

Pimprenette: Und weißt du, nicht in vierzehn Tagen... Morgen! Ja, morgen schütteln wir den Staub dieses Landes von Schwindlern von unseren Schuhen. Ich habe mich schon nach dem Zuge erkundigt... aber ich habe es wieder vergessen... du weißt doch, daß Abend ein Luxuszug geht... Jeder bezahlt seinem Teil...

René: Oh, ich habe mir etwas erspart, ich kann ganz gut . . .

Pimprenette: Ich habe mehr als du. Bekümmre dich darum nicht!

René: Gut; wir können aber erst übermorgen abfahren. Ich muß doch dem Prinzen erst meine Entlassung einreichen und auf Antwort warten, das ist korrekter.

Pimprenette: Nein, nein! ich will unbedingt morgen abreisen.

René: Oh! unbedingt?

Pimprenette, die den wahren Grund ihrer gezwungenen Reise nicht angeben will: Du weißt doch, daß Frauen ein wenig wetterwendisch sind: wenn man etwas verschiebt, dann könnte man anderen Sinnes werden . . .

René, lebhaft: Wir reisen morgen, einverstanden!

Pimprenette: Und dann, weißt du, die Korrektheit . . . die habe ich wo anders sitzen!

René: Deshalb liebe ich sie wahrscheinlich so.

Pimprenette: Und weißt du, was wir jetzt tun wollen?

René: Ja!

Pimprenette: Ganz richtig.

Und als sie in das Schlafzimmer treten, sagt sie ein berühmtes Wort parodierend, dessen Ursprung sie aber nicht kennt:

— Grüße diese Lagerstätte, du wirfst sie nicht mehr seh'n!

* * *

In der Nacht vom 1. zum 2. September 19...

Vor dem kleinen Hotel hält eine Droschke; ein Herr steigt aus: es ist der Prinz Mihail — im Reiseüberzieher, mit aufgestülptem Kragen.

Sofort umgeben ihm vier kräftige Bursche, die aus dem Schatten auftauchen und fragen mit barscher Stimme: „Wo wollen Sie hin?“ Aber ehe der überraschte Mihail Zeit hat zu antworten, tritt ein alter Herr, der hinter den vier Kolossen verborgen gewesen, heran und befiehlt:

— Lasset den Herrn!

Die Angreifer Mihails treten beiseite und der Prinz erkennt den Großmeister der Polizei.

Mihail: Wie? Sie sind es, Valri? Können Sie mir erklären?...

Valri, kalt: Kommen Sie, mein Herr, ich habe Ihnen etwas zu sagen.

Er zieht den Prinzen beiseite und erklärt sich mit süßlicher Ergebenheit.

Valri: Verzeihen Sie mir, Hoheit, wenn ich Ihnen vorhin Ihren Titel nicht gegeben habe: ich wollte nicht, daß meine Leute wissen...

Mihail: Ah! das sind Ihre Leute, die sich erdreisten...

Valri: Sie gehorchen ihrem Befehle: niemand darf diese Nacht zu Fräulein von Folligny... aus Gründen, die ich Sie bitte, nicht von mir erfahren zu wollen.

Mihail: Im Gegenteil, Valri, ich wünsche, daß Sie sprechen! Diese polizeiliche Überwachung,

Ihre Gegenwart... Ist Pimprenette ein Unglück zugestoßen?

Balri, schmerzlich: Ich bitte Sie, Hoheit, bestehen Sie nicht darauf.

Mihail, immer mehr beunruhigt: Vielleicht ein Verbrechen? Ich werde stark sein, ich verspreche es Ihnen, aber reden Sie! Ich kann nicht in dieser schrecklichen Ungewißheit bleiben!

Balri: Hoheit, dieses Mädchen ist nicht wert, daß Sie sich für es interessieren.

Mihail: Ich verbiete Ihnen...

Balri, mit trauriger Festigkeit fortfahrend: Fräulein von Folligny ist vollkommen gesund, aber... es ist mir schmerzlich, daß Sie mich zum Sprechen zwingen... es ist jemand bei ihr!

Mihail: Was sagen Sie?

Balri: Daß Fräulein von Folligny nicht allein ist.

Mihail: Donnerwetter, das geht doch schließlich nur mich an! Was hat Ihre Polizei dabei zu suchen? Lassen Sie mich hinein! Wenn Sie die Wahrheit sagen, dann werde ich das Individuum schon hinauswerfen...

Balri: Still, Hoheit!... es ist kein „Individuum“; der bei Fräulein von Folligny ist, ist kein Anderer, als Seine königliche Hoheit, der regierende Fürst...

Mihail: Der...

Balri: Und ich bin hier, um pflichtgemäß über die Person des Souveräns zu wachen.

Mihail, fast stimmlos vor Wut: Er! Er tut mir das an!

Balri, scheinheilig: Seine königliche Hoheit weiß wahrscheinlich nichts von Ihren Beziehungen zu Fräulein von Folligny!

Mihail, der trotz des Augenscheines noch zweifeln will: Es ist nicht wahr, Balri, Sie täuschen sich gewiß: es ist unmöglich, daß Alberich jetzt...

Balri: Es ist nur zu sicher! Würde ich mit meinen Leuten da sein, wenn ein gewöhnlicher Sterblicher...

Mihail: So ist der Fürst ganz unversehens zu ihr gegangen?

Balri: Nein, das Rendez-vous wurde gestern Abend im Theater für diese Nacht vereinbart.

Mihail, entrüstet: Und heute morgens, wo sie das wußte, hat sie mir telegraphiert zu kommen!... Das ist ein Scheusal, Balri!

Balri: Leider! Ich bin auch Ihrer Meinung... Aber die Nacht ist etwas kühl; fürchten Sie nicht, sich zu erkälten?

Mihail, bitter: Oh, was tut's nach dem, was mir da passiert! Ich will nur wieder zum Bahnhof gehen...

Balri, dienstbeflissen: Es fährt ein Zug um zwei Uhr fünf, Hoheit, dann sind Sie morgen um sieben Uhr im Hauptquartier... Mein Wagen ist da, in der kleinen Straße, ich werde Sie zum Bahnhof fahren lassen...

Mihail: Ganz recht... ich danke Ihnen, Balri.

Balri: Oh bitte, bitte, Hoheit!

Mihail, geht auf den Wagen Balris zu; im Augenblicke als er den Großmeister der Polizei verläßt, droht er mit der Faust zu den Fenstern hinauf. — Das schwöre ich Ihnen, Balri: ich setze nie mehr einen Fuß in dieses Haus!

Balri, ein Lächeln verbergend: Davon bin ich fest überzeugt, Hoheit.

* * *

S. K. S. der regierende Fürst von Morenien
 Auberich I. an die Fürstin Mariža.
 Schloß Warlasch

bei Grodnolensk (Pingrelieu)

Gavaci, den 2. September 19..

Du bist, während du schließt, mein Liebchen, einer nicht geringen Gefahr entgangen! . . . Weißt du auch wohl, daß du heute morgen als Witwe erwacht wärest, mein Engel, wenn du nicht einen so treuen Mann hättest, wie ich es bin, einen Mann, wie man keine mehr erzeugt, weil die Form zerbrochen wurde, als der deinige fertig war? Man hat versucht mich in eine Falle zu locken, wobei die Reize einer Frau als Köder dienen sollten, und wo man mich schneller abgemurkst hätte, als ich es niederschreiben kann.

Werde aber nun nicht unruhig, reizende Mariža, das Komplott ist völlig fehlgeschlagen und zu dieser Stunde gibt es ebensowenig Verschworene wie eine

Gefahr; die Anderen sind über die verschiedenen Grenzen gebracht worden, da eine offizielle Verfolgung der Sache, wie du begreifst, unmöglich ist.

Ich würde dir überhaupt nichts von diesem Vorfalle erzählen, wenn er nicht ganz dazu angetan wäre, dir von Alberich eine hohe Idee beizubringen und wenn ich nicht persönlich sehr stolz darauf wäre, mein Leben meiner ausgezeichneten Eigenschaft als Mustergatte zu verdanken, der während der Abwesenheit seiner Frau dieser unerschütterlich treu bleibt. Die Mordgesellen erwarteten wohl im Gegentheil in mir einen Mann zu finden, wie alle anderen, ein Wesen, das seiner Genossin beraubt, galanten Verführungen zugänglich ist; sie wußten nicht, daß ich mich rühme zu den Ausnahmenaturen zu gehören. Siehst du wohl! . . . Sie rechneten mit dem Hunger, der den Wolf aus dem Walde hervortreibt, aber obwohl der Wolf recht ausgehungert ist, will er doch nichts anderes haben, als dich, mein Schäfchen . . . Ich war also vorgestern Abend ins französische Theater gegangen, weil ich durch deine Abreise in üble Laune versetzt war. Da es eine der Pflichten meiner Stellung ist, zeigte ich ein lebhaftes Interesse und ging während eines Zwischenaktes dem Herkommen gemäß auf die Bühne, um die Schauspieler zu begrüßen. Man stellte mir den Stern der Truppe vor, die Pimprenette von Folligny, die, wie du weißt, von der ganzen Gavacier Presse wegen ihres Talentes und ihrer Schönheit besungen wird: von Talent habe

ich bei ihr keine Spur entdecken können und ihre Schönheit hat mich kalt gelassen.

Natürlich richtete ich einige lobende Worte an diese Pimprenette, von denen sie, wie gebräuchlich, äußerst bewegt und verwirrt war, dann drückte sie den Wunsch aus mich um etwas bitten zu dürfen. Ich gestattete das natürlich mit einer wohlwollenden Handbewegung, obwohl ich etwas überrascht war; mein Erstaunen wuchs aber erst recht, als sie mir sagte: „Ich wohne da und da, und würde mich sehr glücklich schätzen, Ew. K. Hoheit morgen Abend bei mir empfangen zu können und ich glaube, Ew. K. Hoheit würden sich nicht langweilen.“

Na? was sagst du zu solcher Frechheit? Ich war platt wie eine Neger Nase . . . Während ich nach einem kräftigen Ausdrucke suchte, um sie zu recht zu weisen, durchzuckte ein Verdacht mein Gehirn, daß dieses so frech vorgeschlagene Rendezvous vielleicht einen dreisten Anschlag verdecken sollte und daß die schamlose Einladung weniger dem Manne als dem Fürsten gelte, kurz, daß man nicht mich, einen mutmaßlich freigebigen Liebhaber, sondern „Uns“, Alberich I., den Souverän von Morenien verführen wollte und daß man es unter dem Deckmantel eines schlüpfrigen Abenteurers auf mein Leben abgesehen hätte.

Ich antwortete also mit einem zweideutigen Lächeln: „Rechnen Sie auf mich!“, was sich dieses Weibsbild im günstigsten Sinne ihres Vorhabens auslegte . . . Und ich ließ eiligst Balri kommen.

Unser großer Polizeimann war sofort, wie ich, der Meinung, daß da etwas nicht in Ordnung sei; denn er wußte, daß die Person diesen trübseligen Kommandanten Boris zum Herzallerliebsten hat, der, wie du weißt, uns beide haßt.

Und als Valri am anderen Morgen in aller Früh bei Boris Haussuchung hielt, fand er eine ganze Korrespondenz, die keinen Zweifel mehr zuließ, daß eine Verschwörung bestehe, in die diese Pimprenette verwickelt war: zunächst ein Briefchen derselben, das noch in der Nacht abgegeben worden war, und worin stand: „Es ist für heute Abend!“, dann Photographieen der Schauspielerin mit bezeichnenden Aufschriften: Meinem heißgeliebten Boris, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, im Leben, im Tode und wenn es sein muß, bis zum Verbrechen!...

Anderere Schriftstücke zeigten, daß Boris mit zwei geheimen Agenten der Balachei in enger Verbindung stand, doch war Valri schon seit einiger Zeit über deren Treiben beunruhigt: diese Individuen, die sofort verhaftet wurden, haben ein volles Geständnis abgelegt, wodurch die Unschuldsbeteurungen Boris' entkräftet wurden. Sie sollten sich im Hause der französischen Schauspielerin verstecken und sich dann auf mich stürzen, in dem Momente, den man den psychologischen nennt, obwohl er ganz und gar zur Physiologie gehört — und wo ich dann am wenigsten im Stande gewesen wäre, mich zu verteidigen.

Außerdem war es noch auf ein anderes Opfer abgesehen: ganz einfach auf den guten Mihaïl, der diese Pimprenette in Morenien eingeführt hatte, in die er verschossen ist, und bei dem sich ein Telegramm vorfand, das ihn für denselben Abend einlud. Auch ihm wollte man die Freude an sündigen Liebesgenüssen austreiben; dann wäre Morenien in derselben Nacht seines Souveräns und seines Kriegsministers beraubt gewesen und die walachische Armee konnte plötzlich in unser Gebiet einbrechen, gerade so wie das Thema dieser Manöver ist, die Mihaïl mit dem ganzen Selbstbewußtsein eines Mannes leitet, der nichts davon versteht.

Der Anschlag ist also mißglückt; aber es wäre verderblich für das Land — wenn Mihaïl und ich am Leben sind — deswegen einen Streit mit der Walachei hervorzurufen, was unfehlbar geschehen würde, wenn wir dieses Komplott öffentlich untersuchen wollten und zeigten, daß es vom Erbfeinde geplant war. Deswegen habe ich beschlossen die Sache zu unterdrücken und behalte die von Valri zusammengestellten Schriftstücke für mich — du wirst sie sehn — aber ich habe sofort die Ausweisungsbefehle gegen die beiden walachischen Banditen und die Französin Pimprenette von Folligny unterzeichnet — diese drei Ausländer hatten versäumt, ihre polizeiliche Anmeldung zu machen — und ich verbanne noch einmal, diesmal aber endgültig, den Boris von Poullamar: der wird sich schön hüten nach dem Richter zu schreien, da er von einem

Militärgerichte, wenn dieses unter Ausschluß der Öffentlichkeit die Dokumente prüfte, die wir in Händen haben, zum Tode verurteilt werden würde.

Du siehst also, meine Liebe, wir sind knapp der Gefahr entronnen in eine Tragödie verwickelt zu werden. Die komische Note hat das gute Schaf von Mihail geliefert, der auf das Telegramm der Pimprenette hin sein Hauptquartier in der Nacht verlassen hat, um zum Schauplatz des beabsichtigten Verbrechens zu eilen; er wehrte sich verzweifelt gegen die Polizei, die das Haus seiner Mätresse bewachte und wollte mit Gewalt hinein; schließlich hat er den Eisenbahnzug bestiegen und ist wieder abgefahren, nicht ohne vorher wutschäumend Balri zuzurufen, man habe ihn deshalb nicht ins Haus lassen wollen, weil ich d..... wäre! . . . Es ist zum Totlachen!

Ich erfahre soeben noch, daß der Sekretär Mihails, ein junger Franzose, — dessen Anteilnahme am Komplott nicht nachgewiesen worden ist — sich beeilt hat Gavaci zugleich mit der Pimprenette von Folligny zu verlassen, sei es, daß er die Mätresse seines Herrn diesem selbst vorzieht, oder aber kein ganz reines Gewissen hat . . . Armer Mihail!

Ende gut, alles gut. Ich bin noch am Leben, meine Liebe, und zwar sehr, und deshalb ertrage ich deine Abwesenheit mit Ungeduld, da sie mich zwingt mich ruhig zu verhalten. Du kannst dich auf eine nette Viertelstunde gefaßt machen, wenn du

dein mütterliches Schloß verläßt (unnötig um Verlängerung desurlaubes zu bitten!) um deinen bewundernswerten Mann wieder aufzusuchen, den Mann der Pflicht . . . der ehelichen Pflicht . . . der allein schläft . . . aber der die Zeit lang findet . . . Wenn es nur die Zeit wäre! . . . Meine Enthaltsamkeit beginnt mir lästig zu werden . . . Ich denke an dich, ohne Unterlaß, und es ist keineswegs ein beruhigender Gedanke, dich mir im Parke von Warlasch vorzustellen, wo ich dich wiedergewonnen habe, und wie!

Ich küsse dich, blonde Mariza, und bin in Treue

Dein
Alberich."

VII.

Lichtvoll wie eine Feenstadt erschien der Darstellerin des „Straßenmädchens“ und René de Gernys Paris, „dieses Savaci im großen“, wie es Pimprenette im Rausche ihrer ersten morenischen Triumphe genannt hatte, als sie wieder in ihre gute Stadt einzogen, mit der keine Hauptstadt der Welt, und läge sie an der blauen Donau, den Vergleich aushält; Pimprenette würde auch nicht geögert haben jeden einen Einfaltspinsel sondergleichen zu nennen, der gewagt hätte, ihr von Savaci als einem „Paris im kleinen“ zu sprechen.

Besonders René war zu Tränen geröhrt, wie es Leuten geringen Herkunft ergeht, wenn sie als mächtige Sieger die Stätte widersehn, die ihren bescheidenen Anfang gekannt hat, als er seine kleine Wohnung in der Rue Moutaigne wieder sah, die er als simpler Gelbschnabel verlassen hatte und die er nun als der Liebhaber, der einzige Liebhaber der einzigen Pimprenette wieder betrat.

Wie der Islandfischer bei der Rückkehr vom Stockfischfang fast ohnmächtig wird, wenn er zum ersten Male die Glocken seines Heimatdorfes wieder hört, so wurde es ihm ordentlich warm ums Herz, als er den Papagei der Madame Gaillat wieder vernahm, der wie einst den „Paris-Sport!“ ausrief, und als ihn Madame Gaillat selbst in ihrer vertraulichen Art zu seinem guten Aussehen beglückwünschte, das er „von den Wilden“ wieder mitbrächte.

— Ein wahres Glücksgeſicht haben Sie, Herr René, das muß man ſagen! Sie ſind ordentlich braun geworden; haben die denn eine Sonne dahinten bei den . . . Romeniern, wie Sie ſagen? . . . Sie ſind ja ſchwarz wie ein Neger, ohne Sie beleidigen zu wollen! Aber ſolide, das ſieht man! Sie werden wohl wieder welche unglücklich machen! Die armen Mädchen! Ah! Als Sie fort waren, iſt die Gasrechnung noch gekommen; ich habe den Mann bezahlt . . . Laſſen Sie nur, Herr René, das eilt ja nicht: ich ſage Ihnen das, weil mir das gerade ſo einfällt, während ich rede; ich bin nicht reich, aber ich habe doch noch für Sie ſiebzehn Franken ſechzig übrig . . . Es iſt auch noch eine Wäſcherrechnung unbezahlt . . . eine Kleinigkeit, nur neunundfünzig Sous. Das eilt ja nicht! . . . Ah! und dann habe ich eine Rolle Cloſetpapier gekauft, die andere war ja faſt zu Ende: oh, das ruiniert mich ja auch noch nicht . . .

Die dicke Madame war ſehr geſchäftig, ſie

eilte von einem Zimmer ins andere, um zu zeigen, daß alles in Ordnung sei.

— Es ist nichts verändert hier! ich habe alles gut reingemacht, aber ich habe alles wieder dahin gestellt, wo es war . . . bloß alle Ihre Photographien von den Damen habe ich fortgetan; ich sagte mir, es wäre nicht nötig sie so da zu lassen, wenn niemand sie ansieht. Sie sind alle hier in der Schublade!

Sie bemerkte, wie René aus der bezeichneten Schublade sieben oder acht Pimprenettes in verschiedenen Stellungen nahm, die er an den Spiegel seines Zimmers steckte, sich aber wohl hütete die Porträts der anderen Kreaturen, die er einst geschätzt hatte, ans Licht zu ziehen.

So, so! Herr René, diese also ist jetzt an der Reihe? Man mag sagen, was man will: die ist fein, die junge Dame! Die hat Augen, da springen einem ja die Knöpfe ab, wie mein Alter sagt! Und feine Beine hat sie! Sehen Sie nur mal die Beine!

Das Entzücken der Madame Gaillat verlief in der melancholischen Bemerkung:

— Und wenn man bedenkt, daß ich auch so war!

Die Schwägerin merkte das Erstaunen, das René höflichkeitshalber unterdrückte.

— Ja, Herr René, ich war ebenso, ohne daß man das jetzt noch sähe . . . Sie müssen der kleinen Dame sagen, sie soll sich in Acht nehmen! Sie muß viel Bewegung machen!

— Wir wollen darauf achten, Madame Gaillat.

— Oh, Herr René, da verlasse ich mich schon auf Sie! Sie sehen nicht so aus, als begnügten Sie sich mit dem Samstag Abend, die Kleine übrigens auch nicht . . . und Sie haben Recht daran, Sie kommen so jung auch nicht wieder zusammen!

Besser erzogen als die Portiersfrau Gernys', drückte das Personal in der Washingtonstraße eine Freude Pimprenette wiederzusehen in gemäßigterer Weise aus, und keiner der „Leute“ machte die geringste Bemerkung, als sie René einfach als den Herrn bezeichnete, wodurch er als der Gebieter in ihrem Hause erklärt wurde. Aber sowohl in der Küche als auch in der Portiersloge war man über diese Wahl enttäuscht und fand, daß Gernys wohl „ganz nett sei, um sich zu amüsieren,“ aber nicht „ernst genug, als Jemand für Madame und ihren Aufwand“!

Man war aber auch fest überzeugt, daß das nicht lange dauern würde.

Derselben Ansicht waren auch Maugis und Herr Tardot sowie die zahlreichen Intimen, die Pimprenette und René von ihrer Rückkehr und ihrem Glücke benachrichtigten . . . Maugis, dem René seine ganze Freude offenbarte, eine verliebte und treue Pimpin zu besitzen, machte die verständige Bemerkung:

— „Verliebt“ — das mag angehn; mit diesen verflixten Frauenzimmern weiß man aber nie woran man ist, man muß sich auf alles gefaßt

machen, sogar auf ein beständiges Gefühl und es ist kein Zweifel, daß das Kind in Ihr liebenswürdiges Gesicht verschossen ist . . . Aber „treu“? wenn Sie darunter „Treue ohne Teilung“ verstehen, ohne die Zuflucht zu dem gewöhnlichen Geldschrank, der unter verschiedenen Namen stets im Leben Pimpins angetroffen worden ist . . . dann bin ich doch besorgt, das muß ich Ihnen gestehen . . . Das Mädchen braucht Luxus und folglich Geld, so daß . . . Doch finden Sie vielleicht selbst die Kapitalien . . . es gehören aber viele dazu, sehr viele!

Pimprenette schien aber nicht daran zu denken, sich einen neuen Kommanditär zuzulegen; sie empfand wirklich für René eine Zuneigung, wie sie so lebhaft sie noch für niemand empfunden hatte. Sicherlich würde sie sich, bei ihrer so persönlichen Auffassung von Moral, keine Gewissensbisse darüber gemacht haben, wie ehemals von irgend einem prozigen Aushälter die Mittel zu verlangen, die der junge Mann nicht aufbringen konnte, ohne deshalb aufzuhören diesen zu lieben; aber die große Reisezehrung, die sie von Valri erhalten hatte, ehe sie Gavaci verließ, gestattete ihr, René das peinliche Gefühl, das er „bei seinen Ideen“ sicher gehabt haben würde, möglichst lange zu ersparen.

Übrigens grübelte Gernys, den die Bemerkungen Maugis' stutzig gemacht hatten, über ein Projekt nach, über das er sich vorläufig nicht näher ausließ, dessen Verwirklichung aber, wenn man ihn hörte, Unsummen einbringen mußte . . .

— Nur ein klein wenig Geduld, Pimpin, sagte er immer wieder; du sollst mal sehen, wie wir im Golde wühlen werden! Du mußt dir extra eine Schippe dazu kaufen!

Er schien seiner Sache so sicher zu sein, daß Pimprenette sich durch diese schöne Zuversicht gewinnen ließ. Maugis aber wollte er wohl diese näheren Angaben machen:

— Ich brauche etwa zwanzigtausend Franken...

— Mehr nicht? warf der dicke Journalist mit mitleidiger Ironie hin.

— Mehr nicht; das ist reichlich genug.

— Mein Kleiner, Sie denken doch wohl nicht Pimprenette mit zwanzig großen Scheinen bis ans Ende ihrer Tage aushalten zu können?

— Sicherlich nicht... aber diese zwanzigtausend Franken genügen mir für... meine Kombination... das Geschäft, wenn Sie wollen, das ich unternehmen will.

— Und das soll genug einbringen?...

— Das bringt hunderttausend jährlich!

— Donnerwetter! Wenn ein solches Geschäft existierte, dann verkaufte ich, wer weiß nicht was, um mich mit Ihnen zu verbinden... Ich glaube, Sie wollen mir einen Bären anbinden, o Gernys, den man René nennt!

Der aber lief sich die Beine wund nach dem Kapital, das ihm so glänzende Interessen bringen sollte, und dabei erfuhr er, daß in dem großen Paris, dessen Reichtum man preist, sich nicht immer

zwanzigtausend Franken finden, wenn man sie gerade braucht. Gewiß hielt sich René, der sich schmeichelte praktisch zu sein, nicht dabei auf, den Betriebsfond für sein geheimnisvolles Unternehmen mitten auf der Straße zu suchen; auch hoffte er nicht darauf an allen Straßenecken zwanzig Rollen von fünfzig Louis zu finden; aber er machte sich Illusionen über die Bucherer und sah mit Erstaunen, daß es, um mit einem Geldhändler zu arbeiten, nicht genügt, Wechsel für den doppelten Betrag zu unterschreiben und die feste Absicht zu haben sie am Verfalltage einzulösen.

Zuerst nahm man ihn, wegen seines Namens, der einem „Sohn aus gutem Hause“ zu gehören schien, gut auf, aber bald schob man ihn ab, wenn man erfuhr, daß er nur „Sohn“ war, ohne Haus. Er brüstete sich allerdings mit einer Cousine dritten Grades, die siebenzig Jahre alt war und an Asthma litt und ihn, aller Wahrscheinlichkeit nach, in ihrem Testamente nicht vergessen würde, aber diese nur mögliche Erbschaft, deren Betrag er außerdem nicht einmal angeben konnte, flößte den Leuten kein Vertrauen ein, die genaue und sichere Garantien wollten.

— Das gibt es nicht! antwortete man René mit verächtlichem Gesichte.

— Die Schuhe eines Toten, der nicht tot ist, sind keinen Pfifferling wert! sagte ihm einer von diesen Halsabschneidern, dem man es am Gesichte ansah, daß er schon einmal im Zuchthaus gefessen hatte.

Und wenn René in der Einfalt seiner Jugend einwarf, daß seine Unterschrift als die eines ehrlichen Mannes doch auch ihren Wert habe, dann scheute man sich nicht zu sagen, daß es das noch weniger gäbe, und daß man dem doch immer noch die Unterschrift eines Lumpen vorzöge, wenn dieser Lump irgend etwas Pfändbares besaß — und dabei hatte man vollständig recht.

Überall wurde René abgewiesen; überall sagte man ihm von Anfang an, daß jede Verhandlung unmöglich wäre, selbst beim höchsten Zinsfuße. Nur einer, eine Art Bankier, wies nicht von vornherein das Ansuchen ab, das man an ihn stellte: es war das ein Jude von der geschniegelten Art, dessen langer, schön geschnittener Bart in seinen Wellen wohl eine Flasche Farbe aufnahm und der die Generalproben besuchte, wo er ganz gut den Weltmann und den höheren Kunstkenner vorstellte.

— Ich glaube Sie verschiedentlich getroffen zu haben, sagte er zu René . . . Wenn ich nicht zu indiskret bin, sind Sie nicht mit Fräulein Pimprenette von Folligny?

René gab zu, daß er allerdings mit Pimprenette sei.

— Da gratuliere ich, mein Bester, fuhr der Bankier fort; sie ist eine sehr schöne Person . . . und so talentvoll! . . . Auch schöne Diamanten hat sie. Also Sie wünschen zwanzigtausend Franken. Die will ich Ihnen gern vorschießen. Aber Sie haben keinen Besitz an Land, oder Häusern, oder

eine sichere Erbschaft? Nein? ... Oh! das ist nicht unbedingt nötig; nur wird es unter diesen Umständen teurer sein, das begreifen Sie wohl.

René zeigte mit einer Bewegung an, daß das niemand besser begriffe als er.

— Nun gut! fuhr der gefällige Israelit fort, es fehlt mir augenblicklich an disponiblem Gelde; aber ich kann ... warten Sie mal ... ich kann Ihnen die Hälfte der Summe in Bar geben und das andere in der Form von tausend Flaschen Champagner, eine ausgezeichnete Marke ... wenig bekannt, aber ausgezeichnet ... die Sie leicht wiederverkaufen können ... vielleicht mit einem kleinen Verlust ... das wird aber nicht so bitter sein, he! he! Da es sich um Champagner handelt ... Sie geben mir für dreißigtausend Franken Wechsel ... Es ist eine Torheit, die ich da begehe, ich weiß es recht gut; aber Sie sind mir sympathisch; Sie flößen mir Vertrauen ein ... Paßt Ihnen das im Prinzip?

Durch so viele vergebliche Versuche vorbereitet, alle Forderungen anzunehmen, erklärte sich René bereit abzuschließen. Aber der Andere fügte mit einem gutmütigen Lächeln hierzu:

— Ich würde Sie nur um eins bitten ... oh! das ist eine bloße Förmlichkeit! aber zwei Unterschriften sind besser als eine ... Fräulein Pimprenette müßte die Wechsel auch unterschreiben ...

René erhob sich bleich vor Wut und ging spornstreichs hinaus, nicht ohne seinem Geschäftsfreund einen „schmierigen Juden“ an den Kopf geworfen

zu haben, der darüber nicht böse zu sein schien, sondern nur überrascht, daß ein junger Mann, der anscheinend intelligent war, einen so natürlichen Vorschlag übel nehmen konnte.

So blieb denn René nur noch das Mittel, seine in Morenien gemachten Ersparnisse durch das Spiel zu vermehren. Er erstand für teures Geld verschiedene Anleitungen für die schwierige Kunst an der Roulette zu gewinnen. Der verführerischste begann mit den Worten: „Für jeden Spieler, der auf gut Glück setzt, gibt es Gewinn und Verlust; unsere Methode besteht hauptsächlich darin, die Verluste zu unterdrücken . . .“ Leider war der übrige Teil der Broschüre unverständlich.

Die übrigen „Systeme“ gaben wundervolle Resultate, nach den Beispielen, die ihre Verfasser anführten; aber bei ihrem Studium gewann René die Überzeugung, daß der Spieler sich weniger auf seine Kombinationen als auf das Glück verlassen muß.

Er war fest entschlossen das Glück zu versuchen und nahm sich schon vor Pimprenette zu überreden, einige Zeit in der Nähe der Spielhölle von Monaco zuzubringen, als ein kleiner Telegraphenjunge durch seinen kleinen blauen Zettel die Reise zum blauen Gestade unnötig machte, zugleich aber unwiderleglich bewies, was übrigens die skeptischsten Denker aller Zeiten zugegeben haben, daß es einen Gott für die Liebenden gibt. Die Depesche verkündete: Melanie gestorben, Be-

erdigung übermorgen. — Melanie war die Cousine im dritten Grade, die, wie Gernys annahm, ihn nicht in ihrem Testamente vergessen hatte.

Man muß René die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er die unerwartete Nachricht von diesem Hinscheiden standhaft ertrug: ergeben in die unerforschlichen Ratschlüsse der Vorsehung streckte er nicht seine entrüstete Faust zum Himmel empor, wegen dieser alten Dame, die der Liebe der ihrigen entrissen wurde; im Gegenteil, er freute sich christlich darüber daß die Cousine Melanie, eine brave Person, dieses irdische Jammertal mit den himmlischen Freuden vertauschte. Fest überzeugt, daß die Verstorbene von nun an einen Sperrsiß im Konzerte der Engel einnehmen werde, glaubte er sich nicht scheinheilig enthalten zu müssen, am selben Abende eine Loge im Imperia-Theater zu besuchen, in Gesellschaft Pimprenettes, Henry Maugis', des alten Herrn Tardot und einer gewissen Lalie, die besagter Herr Tardot sich einbildete bei ihren siebenzehn Jahren verführt zu haben; es hat eben jedes Alter seine Illusionen. Und als nach der Schlußapothese Maugis vorschlug in der Abbaye de Thélème auf dem Monmartre zu soupieren, führte René nicht seine Trauer als Grund an, eine Einladung auszuschlagen, die Pimprenette mit Vergnügen annahm.

* * *

Diese nächtliche Feier in der Abtei vom Montmartre sollte aber mit einem kleinen Skandal ihren Abschluß finden.

Zunächst war alles aufs beste verlaufen: man hatte das Schauspiel des Imperia-Theaters ordentlich heruntergerissen; unter Zuhilfenahme aller ihrer Erinnerungen hatten Maugis und Tardot das Alter der vierzigjährigen Utero festgestellt, die sich in einem Zeitungsartikel, der am Morgen erschienen war, kaltlächelnd sechsundzwanzig zuschrieb; nun erzählte Pimprenette ihre morenischen Erfolge, während die junge Lalie obszöne Redensarten führte, in der deutlichen Absicht, recht ins Licht zu stellen, wie sie für ihr Alter vorangeschritten sei. René trank die Worte Pimprenettes, der alte Tardot die der jungen Lalie und Maugis seinen Extra-Dry und ein jeder genoß das Vergnügen aus reiner Beekerei zu essen und sich mäßig zu berauschen ... aber es kam Einer und störte das Fest!

Der Dichter Maurice Lauban trat ohne Hut in den Saal; vollständig bezechet schrie er die Kellner an, die den bekannten Gast nicht hinauszuerwerfen wagten:

— Gebt mir meinen Schwager wieder, beim Zeus!

Und da ihm niemand den Mann seiner Schwester zurückgeben konnte, brach er in Tränen aus und wischte sich die Augen mit seiner langen schwarzen Mähne.

Plötzlich stieß er einen Freudenschrei aus: er hatte Maugis erkannt und deklamierte nun: Ich sei,

gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der Sechste! Verfluchte Verse!

— Nun komm und setz' dich hierher, sagte Maugis nachsichtig . . . also hast du dir die Nase begossen?

— Ich, ich, Tiiche? entrüstete sich der behaarte Barde. Du lügst in deinen Hals hinein, unwürdiger Kritiker meiner zarten Neigung! Ich bin trunken von Schmerz! Ich war vorhin mit meinem Schwager in der „Genesenden Maus“ und besaß einen Hut; jetzt habe ich nichts mehr, als die Augen zum weinen! Ich gehe in alle Cafés, in alle Kneipen, in alle Restaurants! Vergebens; meine klagende Stimme ruft den Schwager und den Hut: weder der Deckel, noch der Gatte meines Schwesterchens antwortet auf meine Klagen . . . Kein Sterblicher, o Maugis, ist je so wie ich vom Unglück verfolgt worden: ich habe alles verloren, meinen Schwager, meinen Hut, meine Euridice, mein Herz, meine Jungfernschaft, meine Vor . . .

— . . . sieht, mein Junge, unterbrach ihn Maugis noch gerade zur rechten Zeit. Wir wollen dir etwas zu trinken geben, du hast furchtbaren Durst, das sieht man.

— Du hast Recht, Heinrich, sagte finster der Dichter, ich will versuchen zu trinken, um zu vergessen.

Er setzte sich ganz niedergeschlagen hin und er schien einen Augenblick beruhigt; bald aber erhob er sich wieder und streckte seine langen Arme flehend nach Bimprenette aus.

— Pimpin! deklamierte er, wie in Verzückung. Du bist es, mein hübsches Lieb, meine blonde Freude, meine süße Blume der Liebe. Vorhin haben dich meine Augen, die durch bittere Tränen getrübt waren, wie die Homers, nicht erkannt . . .

— Das fehlte, sagte Maugis, nun fängt er an poetisch zu werden!

— Der wird langweilig, der Efel, bemerkte Lalie.

Doch der Poet psalmodierte weiter, nun reimte er gar:

— Ich wandelte in finst'rer, finst'rer Nacht, doch da du hier, seh ich den Himmel wieder und neues Leben ist in mir erwacht, durch dich, du, mit dem himmelblauen Wieder . . . Maugis, bekannt als Säufer . . .

— Das ist noch schöner, unterbrach ihn der Journalist laut lachend, nun bin ich es, der hier betrunken ist.

An den benachbarten Tischen begann man sich köstlich zu amüsieren. Eine große Gesellschaft von Amerikanern, die damit beschäftigt waren Kautschukschweinchen in die Luft steigen zu lassen, unterbrachen sich in dieser geistreichen Beschäftigung, um den begeisterten Dichter näher zu betrachten, der seine Improvisationen hinauschrte, als stände er auf dem Jahrmarkte.

Ganz hinten im Saale ertönte die lustige Stimme der kleinen Gaby, mit dem feinen Rinn und den schönen schmachtenden Augen:

— Na, Landsmann, hast aber schwer geladen!

Der Andere fuhr unbeirrt fort sich im Verse machen zu üben:

— Maugis, bekannt als Säufer, gehört der Presse; Pimpin war meine Mätresse . . .

— Der ist schön benebelt, ertönte die Stimme hinten im Saale.

— Sage einmal, mein kleiner Lauban, bist du nicht übergeschnappt? Verhalte dich doch ruhig! rief Pimprenette besorgt, daß die Erinnerungen dieses trunkenen Dichters doch unangenehm werden könnten.

— Wie sollt' ich schweigen, wenn die Seele mein, dürstet nach den Lippen dein . . . Ah! Die Zeiten sind vorbei, wo ich unter meiner tollen Umarmung deinen Leib erbeben machte.

— Mein Herr, mischte sich René ein, lassen Sie uns in Ruhe, wollen Sie?

Während dessen brüllte Maugis: „Albert, Albert, lassen Sie uns doch die Rechnung geben, Donner noch mal!

Lauban richtete auf Gernys einen verächtlichen, aber getrübbten Blick, und nach einem kleinen Rülpser, durch den sein Schnurrbart stolz gehoben werde, ließ er den schönen Vers niedersausen:

— Sprechen will das Insekt, wenn der Löwe brüllt!

Das Insekt konnte sein Lachen nicht unterdrücken, womit der Zwischenfall wohl erledigt gewesen wäre, wenn nicht der Löwe es für ange-

bracht gehalten hätte über das ängstliche Haupt Pimprenettes noch weitere Verse auszugießen:

— Pimpin, denkst du noch an manche schöne Nacht, wo ich, vertrauend auf der Jugend Macht, gleich einem jungen Gotte, in zügelloser Lust, dich preßte an die Brust . . .

— Bist du nun stille oder nicht? rief Pimprenette wütend. Danach fragt dich ja kein Mensch!

— Sie müssen nun still sein, mein Herr! befahl René in trockenem Tone.

Doch Lauban hörte nichts.

— Auf deinem Lager will ich heute noch das hohe Lied der Liebe singen . . .

— Mein Herr, Sie sind besoffen! rief René, der nun ernstlich erzürnt war; — und das ist Ihr Glück! sonst hätten Sie schon lange meine Hand im Gesichte!

Dabei stieß er Lauban heftig zurück, der mit ausgestreckten Armen auf Pimprenette zu taumelte, um sie zu küssen; der Poet hätte ohne den festen Griff Maugis' das Gleichgewicht verloren; kaum war er aber wieder aufgerichtet, als er sich hinstellte und stolz sagte:

— Ich betrachte Ihre Ohrfeige als empfangen! Das Meer kann diese Schmach nicht abwaschen; aber ich werde mich in Ihrem Blute baden . . .

— Unterdessen könnte Ihnen eine Dusche nicht schaden, zischte René de Gernys.

— Wer spottet nach der Schmach, macht lachen seine Erben! das ist von Hugo, das! . . . Ihre Karte, mein Herr Spötter, mein Zorn . . .

— Meinetwegen! sagte René die Achseln zuckend.

Er gab Lauban seine Karte und da die Kellner endlich die Mäntel gebracht hatten, verließ Maugis mit seinen Gästen die Abtei von Montmartre, während der Poet dumpf vor sich hin Verse sprach, die aber nicht recht mehr gelingen wollten:

Hart strafen werd' ich den Berruchten,
Der von mir sagt, ich sei bezech't!
Die übermütig Händel suchten,
An allen wird der Schimpf gerächt!

* * *

Man hätte wohl annehmen können, daß die Sache weiter keine Folgen haben würde; denn der kolossale Rausch Laubans ließ vermuten, daß ein schwerer Schlaf auf seine poetische Orgie folgen und er sich an nichts mehr erinnern werde.

Der Poet, der Gott weiß wie nach Hause gekommen, schlief in der That lange auf dem Bette, auf das er ganz angekleidet hingefallen war und dachte, als er wach wurde, zunächst nur daran, sich auszukleiden, um sich wieder hinzulegen; als er aber in den Taschen herumframte, fand er die Karte René's und da erinnerte er sich wieder . . .

Lauban ist ein guter Junge, — ganz gemüthlich in seiner Berrücktheit, wenn er nicht betrunken ist — aber er ist der letzte der Romantiker. Obwohl er nicht tätzlich beleidigt worden war, hielt er es doch

für unvermeidlich, sich mit Gernys „den Hals abzuschneiden.“

Da er bis dahin nie Gelegenheit gehabt hatte an einem Duell teilzunehmen, selbst nicht als Sekundant, hielt er das Duell für etwas unendlich Hohes, weil er es so betrachtete, wie es in den Dramen Victor Hugos und des älteren Dumas erscheint. Und da in diesen aus der Mode gekommenen Produktionen die sympathische Person, sobald sie vom Leder zieht, stets und unfehlbar über den Gegner triumphiert, glaubte Lauban felsenfest daran, daß er der Sieger sein werde — denn in den Augen Laubans konnte die sympathische Person doch nur Lauban selbst sein.

Daß er von der Fechtkunst keine Ahnung hatte, beunruhigte ihn nicht im geringsten: denn er dachte, daß der Mut die Geschicklichkeit ersetze; und da sein Mut in seinen Augen so groß war, glaubte er unbesiegbar zu sein. Er hatte sogar mit dem armen Gernys Mitleid, der doch im Grunde nicht so schuldig war und den er schon auf der blutigen Erde liegen sah! . . . Ja, die Ehre stellt grausame Anforderungen! Wenn der despotischen Ehre aber erst einmal Genüge geschehen und Gernys nicht gleich ganz tot wäre, dann wollte sich Lauban an das Krankenbett setzen und Tag und Nacht Wache halten, wie einen Bruder wollte er ihn pflegen und ihn dem Tode entreißen . . .

Erfüllt von diesen edlen Entschlüssen bat Lauban seine Freunde Rouzier—Dorcières und Jim Smiley sich zu René de Gernys zu begeben, der sie mit den Herren Henry Maugis und Evariste

Anselme Tardot in Verbindung setzte. Da die vier Zeugen Kneipbrüder waren, versuchten sie zunächst die Geschichte friedlich beizulegen, die Halsstarrigkeit der beiden Gegner ließ das aber nicht, da Gernys sich weigerte seine Ohrfeige zurückzunehmen, wenn Lauban nicht vorher sein Bedauern darüber ausdrücken wollte, daß er unausstehlich gewesen sei. Aber die Ehre, immer die Ehre, ließ es nicht zu, daß Lauban etwas sage, das auch nur von ferne wie eine Entschuldigung aussehen könnte.

Da das Duell also unvermeidlich schien, wurde es um vierundzwanzig Stunden hinausgeschoben, um René zu gestatten, seiner in der Provinz verstorbenen Verwandten die letzte Ehre zu erweisen. Rouzier—Dorcières forderte im Namen seines Freundes einen Zweikampf auf Säbel, denn, hatte der Poet erklärt, die Klinge ist treu und edel, die Kugel heimtückisch und niedrig; außerdem hatte Lauban seinem ersten Zeugen gesagt, er sei ein fleißiger Fechter, wohl in der richtigen Voraussicht, daß dieser die Pistole gefordert haben würde, wenn er ihm gestanden hätte, daß er nie ein Fleuret in der Hand gehabt.

Am folgenden Tage, während René seine Cousine Melanie zur letzten Ruhe geleitete, suchte Rouzier—Dorcières vergeblich Lauban zu treffen: in seiner Wohnung sagte man, daß er fort sei „um in den Fechtsaal zu gehen“.

— Aber in welchen? fragte der erste Zeuge, seinen Knebelbart streichend.

Man wußte es nicht und das aus einem guten Grunde. Lauban floh wie das Feuer, aus Furcht, daß sein Freund kommen könnte, ihn zum Fechten abzuholen und dann würde er sein Talent verraten haben.

René hatte Maugis ebenfalls angelogen, nicht wie Lauban, um sich einen Anstrich zu geben; aber da ihm viel mehr daran lag, über den Nachlaß seiner Cousine Nachrichten einzuziehen, als an seinem Duell, fürchtete er, daß er ihn verhindern würde der Beerdigung beizuwohnen, um an dem Tage wenigstens eine Fechtlektion zu nehmen. Als Maugis ihn gefragt hatte, ob er den Degen anständig zu führen verstände, hatte er geantwortet: „Recht gut“, damit er ihn in Ruhe ließe.

Er kam sehr vergnügt von Saint-Sauveur zurück, da er von dem Notar dort erfahren hatte, daß seine Cousine ihm dreißigtausend Franken hinterlassen habe und, da das Testament nicht angefochten werden könne und das Vermögen leicht flüssig zu machen sei, werde er bald in den Besitz seines Legates kommen können. Jetzt erst begann er einige Unruhe über den Ausgang seines Duells zu empfinden: es wäre aber auch wirklich zu dumm, sich gerade in dem Augenblicke aufspießen zu lassen, wo ihm das Glück zu lächeln begann, das Glück und die Liebe! Alles was er vom Duell wußte, bestand aus einigen Ratschlägen, die man einem seiner Freunde gegeben hatte, der ebenfalls ein Neuling war. Aber das konnte ihm nichts helfen,

da er von den Ausdrücken so viel wie nichts verstanden hatte.

„Das Duell wird in der Umgebung von Paris stattfinden“, stand in der vorläufigen Notiz. Aber da es in Strömen regnete, legten Gernys und Lauban in dem Atelier eines Bildhauers in Montparnasse ihre Röcke ab, während die beiden Doktoren die Todeswerkzeuge in Bereitschaft hielten.

Lauban war herrlich anzuschauen: an den Füßen knarrten neue Glanzstiefel, an den Händen weiße Glacehandschuhe mit schwarzen Nähten; er war fest überzeugt, daß das die wahre Kleidung für ein Duell sei. Bevor Maugis, den das Los zum Leiter des Zweikampfes bestimmt hatte, die Klingen gebunden hatte, warf der Poet Gernys einen flammenden Blick zu, stemmte seine Linke stolz in die Hüfte und sagte, den Boden mit der Spitze seiner Waffe bearbeitend, heroisch:

— Kommen Sie, mein Herr, ich erwarte Sie!

Diese Anrede brachte in der Gesellschaft einiges Erstaunen hervor; Rouzier—Darcieres murmelte etwas, das wie „verrückt“ klang, und man mußte die Degenspitze Laubans wieder in die Flamme halten. Endlich standen sich die beiden Kämpfenden gegenüber und Maugis sprach das herkömmliche: „Los, meine Herren“ aus.

Aber fast zur selben Zeit schrie er auch schon „Halt!“ Lauban, der entschlossen war sich „wie ein Löwe“ zu schlagen, und Gernys, der alle gutge-

meinten Ratschläge vergessen hatte, waren mit französischem, aber vollständig unangebrachtem Elan aufeinander zugestürzt. Die Sekundanten befürchteten, daß die beiden sich gegenseitig durchbohrt hätten!

— Ich habe nichts! sagte Lauban.

— Ich habe nichts! sagte Gernys.

In der Tat, wie durch ein Wunder war keiner der Duellanten getroffen. Die Ärzte untersuchten sie aber ganz genau, recht unzufrieden, nicht die geringste Schramme zu finden, die als Vorwand hätte dienen können, diesen sonderlichen Kampf zu unterbrechen.

Unterdessen tauschten Rouzier-Dorcières, Maugis und Smiley, die über den sportlichen Wert ihrer Freunde nun genügend aufgeklärt waren, trübe Gedanken aus, denen Herr Tardot durch melancholisches Nicken seines kahlen Kopfes seine Zustimmung gab:

— Sie sind schrecklich!

— Wir werden sogleich kaltes Fleisch fortschaffen können!

Doch man mußte bald wieder anfangen und dieser zweite Gang bestand, wie der erste, in einem wütenden Auseinanderlosgehen der beiden Kämpfer, bis ein neueres „Halt!“, das Maugis wütend und angstbetroffen ausstieß, ertönte.

Diesmal war aber doch etwas geschehen: der Degen Gernys' hatte Lauban am Vorderarme getroffen. Die Ärzte schnürten das verwundete

Glied so stark ein, daß sofort eine Anschwellung entstand, die den Poeten zwang einzugestehn, daß er sich offenbar im Nachteil befände.

Aber Lauban war besonders in seinem Selbstbewußtsein verwundet, — das war alles! — daß er nicht wenigstens blaß und schön in die Arme seiner Sekundanten gesunken war, dem Tod ins Antlitz schauend.

Er betrachtete verächtlich den Blutstropfen auf seinem Arme und murmelte:

— So wenig!

— Ich habe selten bei einem Duell soviel Blut gesehen, versicherte ihm allen Ernstes einer der Ärzte.

In einer Ecke hatte Maugis, der sehr vergnügt war, so glimpflich davongekommen zu sein, sich Renés angenommen, den er behandelte wie einen Fisch, der nicht mehr ganz frisch ist:

— Sie sind mir auch der Rechte! Haben mir ordentliche Angst eingejagt! Keine Ahnung vom Fechten!

— Ich habe wenig Übung.

— Sehr wenig, fast so viel wie gar keine; sagen wir ruhig: keine Idee. Aber mich bekommen Sie nicht wieder, hören Sie! Da will ich mich doch lieber zehnmal selbst schlagen!

Während dessen hatte ein Wort der Sekundanten Laubans genügt, um dem tapferen Dichter seine ganze hochtrabende Redeweise wiederzugeben: er verlangte die Hand seines „loyalen Gegners“

zu drücken, dessen loyaler Freund er von nun an sein würde:

— Loyal wie diese Klinge! fügte er hinzu, auf die Degen zeigend, deren Spitze Smiley sorgsam mit einem Knopfe versah.

Darauf küßte er seinen Gegner, als wäre es seine Braut.

Man ging in ein benachbartes Café, um den Bericht über das Duell aufzusetzen, aber Gernys entschuldigte sich, schnell aufbrechen zu müssen. Zwanzig Minuten später fiel er Pimprenette in die Arme.

— Mein Liebling! Mein Herz! Du bist nicht verwundet?

— Nein, der Andere! Der sieht wie ein Esel! Ich habe ihn aufgespießt . . .

— Mich nun auch, mein Liebling!

VIII.

„An die zwanzigtausend Franken brauche ich“, hatte René zu Maugis gesagt, als er vom Bucherer Pontius zu Pilatus des gleichen Gewerbes geschickt worden war und vergebens das Betriebs-Kapital suchte, mit dem er die Einkünfte eines dreifachen Millionärs gewinnen wollte. Er empfing dreißigtausend von dem Notar in Saint-Sauveur, der den Nachlaß der verstorbenen Cousine Melanie regelte, die in so liebenswürdiger Weise seiner bedacht gewesen.

Da er stets in seinen Gefühlsausbrüchen ein gewisses Maß einhielt, unterließ er es, als ihm sein Erbteil ausgefolgt wurde, seiner Freude geräuschvoll Ausdruck zu geben und auszurufen: „Die Zukunft! Die Zukunft gehört mir!“ Er dachte es aber, wenn er es auch nicht sagte.

Der Beweis dafür ist, daß er Pimprenette mit ruhigem Stolze ankündigte, fortan für alle Ausgaben aufkommen zu wollen; alle Rechnungen

und Quittungen sollten ihm vorgelegt werden, damit er sie besichtige. Pimprenette war hocherfreut über diesen Entschluß, der sie der Notwendigkeit enthob, den Geliebten zu betrüben, indem sie ihm einen Finanzbeirat zur Seite gab.

Sie wurde außerdem über das Mittel unterrichtet, durch das René die dreißig Tausendfrankscheine ebenso dauerhaft machen wollte, wie die fünf Sous des ewigen Juden. Sie gab ihre volle Zustimmung. Es handelte sich darum ein Gewerbe zu betreiben, das allerdings in einem sehr schlechten Rufe stand, — obwohl es als sehr gewinnbringend galt — und das, trotz der Vorurteile, die das Gesetz leider guthießt, in anständiger Weise ausgeübt leicht so viel wert war wie mehrere andere, die das Gesetzbuch nicht verbietet.

Ein einfacher Kaffeehauskellner hatte René darauf gebracht: ein guter Rat mag kommen woher er will, es ist immer gut ihn anzunehmen, und ein Mensch ist soviel wert, wie ein anderer . . . Alfred, der älteste Kellner der Taverne Universelle am Ternesplatz, Alfred — ein kleiner, schwarzhaariger Bursche, der wie ein Korse aussah, — bezeugte René viel Sympathie, der ihm seine Aufträge für die Rennwetten übergab; denn Alfred hatte „einen Bookmaker, so sicher wie Gold“, und keinen „von den Windhunden“, wie es welche gibt, die das Geld einstecken, wenn ihr Kunde verliert und sich auf die Socken machen, wenn es ans bezahlen geht.

— Es ist übrigens noch viel klüger pünktlich zu bezahlen, als sich zu drücken, erklärte Alfred, weil man sonst seine Kundschaft verliert und bald nirgends mehr ankommt. Und da das Geschäft gut ist, mehr als gut, so hat man ein Interesse daran, von Zeit zu Zeit einen ordentlichen Verlust zu erleiden, den man ja bald wieder eingebracht hat. Man muß übrigens in allem konsequent sein: wenn die Spieler in einem fort verlören, dann gäbe es ja bald keine mehr, nicht wahr? Es ist also viel besser für den „Boof“, wenn von Zeit zu Zeit einer da ist, der gewinnt: er braucht keine Sorge zu haben, er gibt es schon wieder heraus! Wenn der „Boof“ einen Kunden bezahlt, der Glück hat, muß er sich sagen: „Das ist Geld, das außer dem Hause schläft“, und dann soll er sich darum nicht weiter ängstigen; das bleibt nicht lange aus . . .

Wenn Alfred die Einsätze von Gernys erhielt, von denen er natürlich seine Kommission nahm, dann verfehlte er nie zu sagen:

— Etwas früher oder etwas später, der Spieler ist von Anfang an verloren, das können Sie mir glauben!

Gewiß war das für René keine neue Weisheit, aber sie bekam ein merkwürdiges Gewicht, da der Kellner auf eine lange Dienstzeit zurückblicken konnte:

— Sehen Sie, mein Herr, das sind nun fünfzehn Jahre, daß ich bei den Rennen den Vermittler mache. Ich kann sagen, daß ich alle Arten

von Spielern gesehen habe: kleine und große, dicke und magere, junge und alte, Wagehälse, die manchmal einen Haufen von Louisdors mit ein paar Fünffrankenstücken gewonnen haben, und Vorsichtige, die nur dann spielen, wenn sie sicher sind (als wenn es etwas sicheres gäbe! darüber muß ich nur lachen!) Und ich glaube, ich habe wohl alle Kombinationen gesehen, die man erfunden hat, um sein Geld zu verteidigen! . . . Ich habe keinen gekannt, keinen einzigen, so wahr ich hier stehe, bei dem nicht am Ende der „Boof“ doch derjenige war, der gewonnen hat. Wen das Spiel einmal hat, für den ist es eine wahre Krankheit! Man sagt dann: „Ich habe Leute gesehen, die gewonnen haben, nicht viele, aber ich habe doch welche gesehen. Warum sollte ich nicht einer von denen sein?“ Man sagt das wohl, aber man schneidet sich! Man sieht Leute, die einen Tag gewinnen, zwei Tage, vierzehn Tage, einen Monat, wenn Sie wollen, aber man muß das Ende des Jahres abwarten! Wer hat wohl vom ersten Januar bis Sylvester gewonnen? der „Boof“, mein Herr, immer der „Boof“! . . . Und das geht auch garnicht anders: wenn man es sich nur ein ganz klein wenig überlegen wollte . . .

Und Alfred überlegte viel: alles ist gegen den Spieler und folglich hat der Boofmaker alles für sich. Zuerst wird von dem Gewinn der siegenden Pferde, nach dem Reglement des Totalisateurs, ein Abzug von 8% gemacht; diese acht Prozent

allein genügen schon, um den Spielhalter reich zu machen; dann ist es gebräuchlich, daß er nie mehr als zweihundert Franken für fünf Franken gibt, während die offizielle Agentur, die auf dem Rennplaze ist, nach Abzug der Prozente die ganze gewonnene Summe auszahlt. Wie wollen Sie also? . . .

Alfred führte noch viele andere Bemerkungen an über den Spieler, über seine Gier, die ihn verleitet am Tage nach einem Gewinne seine Einsätze zu erhöhen, seinen Gewinn gleich wieder aufs Spiel zu setzen.

— Was ich Ihnen da sage, Herr Gernys, sage ich nicht in meinem Interesse, da ich meine Kommission habe, das versteht sich von selbst . . . Ich würde mir nie erlauben, Ihnen einen Rat zu geben . . . Ich sage mir nur . . . natürlich ohne Ihre Lage zu kennen, und habe nie mit Ihnen etwas zu verrechnen gehabt, ich sage mir, daß ein junger Mann wie Sie, der oft recht hoch spielt, doch etwas Kapital haben muß, oder wenigstens leicht welches finden kann; da täten Sie viel besser, anstatt Ihr gutes Geld zu verlieren mit Ihren Wetten auf die alten Klepper, viel zu gewinnen, indem Sie die Wetten der Anderen hielten . . .

René hatte das sofort eingeleuchtet und der Vorschlag, dem er vor einigen Monaten gewiß keine Aufmerksamkeit geschenkt hätte, verlockte ihn jetzt, wegen dieser lieben kleinen Pimprenette, für die er soviel Geld brauchte!

— Also, Alfred, das ist wirklich so gut?

— Das Geschäft? Aber, mein Herr, ein ernsthafter Bookmaker, der muß in fünf Jahren ein Vermögen haben. Ich verstehe unter „ernsthaft“ Einen, der nicht selbst für eigene Rechnung spielt, wie es deren viele gibt, die das nicht lassen können. Wer kein Dummkopf ist und sich damit begnügt, ruhig sein Geschäft zu betreiben, der muß reich werden, das ist sicher! . . . Sehen Sie, ich will von Dutien gar nicht sprechen, der jetzt ich weiß nicht wie viele Häuser in Paris hat, ohne zu rechnen, daß er in vier oder fünf Theatern Geld stecken hat; aber von den Anderen, die nur in den Cafés, so wie hier, die Wetten nehmen, die nach dem Totalisateur verrechnet werden, da kann ich Ihnen zehn, zwanzig nennen, die ihr Schäfchen im Trockenen haben . . . und sie hatten mit nichts angefangen! Da ist Noirand, da ist Moullé, der war Teller-spüler, da ist Baranger, dem ich jetzt meine Sachen gebe; der am meisten Glück dabei gehabt hat, das ist Aublin! Aublin hat als Droschkenfutscher angefangen, als Droschkenfutscher, wie ich es Ihnen sage! Eines Tages, man weiß nicht wie, hat er einmal tausend Franken beisammen gehabt und hat angefangen kleine Wetten von fünf und zwanzig Sous bei kleinen Kneipwirten zu nehmen, und heute ist Aublin ein Mann, der Pferde und Wagen hat . . .

— Da hat er sich ja nicht verändert!

— Ja, nur gehören sie ihm, die er jetzt hat. Dabei ein Schloß, ich erinnere mich nicht wo,

das soll prachtvoll sein! Eine Wohnung in Paris, in der Avenue Henri-Martin, da sollten Sie nur mal den Salon sehen: der ist ganz in Gold! Und heute nimmt der wohl für fünfzehn bis zwanzigtausend Franken Geschäfte an, alle Tage!

Es war also kein besonderes Genie dazu nötig, behauptete Alfred.

— Bedenken Sie nur: Aublin, Moullé, Noirand, Baranger und die anderen, das sind keine Dummköpfe, wenn Sie wollen; aber sie haben schließlich auch das Pulver nicht erfunden. Um so mehr muß ein intelligenter junger Mann, der was gelernt hat, dabei vorwärtskommen... da die Intelligenz, wenn sie auch nichts nützt, doch niemals Schaden kann. Deshalb sage ich es Ihnen, nehmen wir an, Sie hätten die Kundschaft Aublins, dann würden Sie ebensoviel verdienen wie Aublin... Dazu gehört nur eine Kundschaft.

Aber wie soll man sich eine solche notwendige und ausreichende Kundschaft verschaffen? hatte René gefragt. Alfred wollte es wohl übernehmen das zu finden, was er „die Geschäfte“ nannte, d. h. Wetten und „Couverts“; Gernys erfuhr, daß man darunter die Gesamtheit der Einzelwetten verstände, die von einem Vermittler „unter Couvert“ abgeliefert würden.

— Selbstverständlich, fuhr der unverfiegliche Kellner fort, keine schlechten Geschäfte, keine Couverts mit gefälschten Papieren. Denn man muß trotz alledem gut aufpassen... Das ist so, wie überall: es gibt immer räudige Schafe, Ausbeuter... Dafür

müßten Sie jemand haben, der das durch und durch kennt, den man nicht übers Ohr hauen kann.

Wer hätte diesen Posten besser ausfüllen können als Alfred selbst? Niemand, dachte René de Gernys. Auf Befragen erklärte sich Alfred auch bereit seinen Kellnerposten aufzugeben; die Bedingungen waren recht mäßig: ein Louis pro Tag, was er ungefähr täglich an Trinkgeldern einnahm, und dann natürlich eine Kommission für die Wetten, die er direkt einlieferte; von den Couverts, die andere Vermittler lieferten, wollte er nichts verlangen.

Eine Sorge aber drückte René noch, eine schwere.

— Und die Polizei?

Alfred zuckte die Achseln:

— Die Polizei, darum brauchen Sie sich nicht zu kümmern! Es ist doch nie der „Book“ selbst, der gefaßt wird; Sie werden sich doch nicht selbst das Vergnügen machen, Ihre Couverts einzusammeln: dafür hat man seine Angestellten, und auch wenn man Sie bei der Polizei kennt, aber nie die Zettel bei Ihnen findet, kann man Ihnen nichts anhaben. Ihre Angestellten bringen Ihnen also Ihre Couverts, die sie in den Cafés und Gastwirtschaften oder bei den Zeitungshändlern holen; am Abend, wenn das Resultat der Rennen bekannt wird, dann schließen Sie sich zu Hause mit dem Paris-Sport ein und verrechnen Ihre Zettel; Ihre Leute tragen sie wieder zu den Vermittlern und

Sie selbst gehen etwas später am Abend oder am anderen Morgen zu den Vermittlern, um ihnen Geld zu bringen oder solches zu holen, je nachdem. Sie haben die Abrechnung eines jeden in ein Buch eingeschrieben, mehr brauchen Sie nicht: wenn also einer von der Polizei Sie auffordert mit zum Kommissär zu gehen, dann haben Sie nie Zettel bei sich: man kann Sie nicht verfolgen.

— Aber meine Angestellten können gefaßt werden, wenn sie zu mir kommen mit ihren Couverts!

— Was macht das! Man nimmt ihnen ihre Papiere ab, aber kein Geld, weil sie keins haben! Und die zeigen Sie nicht an, denn das Gesetz bestraft die Vermittler nicht sehr scharf, die Richter haben es auf den „Book“ abgesehn, wenn der ungeschickt genug ist, sich fassen zu lassen; die Angestellten haben kein Interesse, Sie zu verraten, denn sie würden doch bestraft werden... und sie erreichten damit höchstens, daß Sie den Advokaten und die Strafe nicht für sie bezahlten, und dann fänden sie auch nirgends mehr eine Stelle.

— Aber man kann bei mir Haussuchung halten, wenn ich gerade die Zettel habe!

— Natürlich. Sie machen dann eben nicht auf... oder Sie haben eine Sicherheitskette, um sehen zu können, wer geschellt hat, und wenn es ein Gesicht ist, das Sie nicht kennen, dann machen Sie wieder zu, das ist doch keine Hexerei!

— Und wenn man mich auffordert zu öffnen im Namen des Gesetzes?

— Oh, dann wissen Sie doch gleich, was los ist, und ehe Sie öffnen, werfen Sie die Papiere in das Watercloset und lassen das Wasser darüber laufen; dann öffnen Sie und die Polizei ist gelehrt: sie findet nichts. Natürlich wissen die Leute von der Polizei dann auch, was los ist, aber sie können keinen Beweis liefern.

Von diesen Erklärungen überzeugt, hatte sich René entschlossen, auf den Vorschlag einzugehen. Er sagte sich zwar, daß das Handwerk nicht vornehm sei; aber er urtheilte doch, daß es eben so achtungswert sei wie jenes, das darin besteht, von Börsenspekulationen Prozente zu nehmen, was das Gesetz doch gestattet. Und wenn man sein Gewissen für sich hat! Er hatte auch Pimprenette für sich, die erklärte:

— Verdienne du nur ordentlich was, mein Liebling, und kümme dich nicht darum, was die Schaffköpfe sagen.

Sobald er also die Erbschaft seiner Cousine Melanie eingestrichen hatte, ging Gernys wieder zu Alfred und sagte ihm:

— Ich habe das Geld, wann beginnen wir?

Alfred drückte seine Zufriedenheit auf englisch aus; er sagte „Olreit“ und benachrichtigte den Leiter des Cafés, daß er seine Freiheit wiedernähme.

Am folgenden Tage begann er in Begleitung Gernys' alle seine Freunde und Bekannten aufzusuchen. René wurde einer großen Anzahl von Kellnern und Wirten vorgestellt, die keine Schwierig-

keit machten, ihm die Hand zu drücken, da sie nicht stolz waren. Er verzehrte in den besseren Lokalen eine Unmenge Marianis (worüber Pimprenette am Abend nicht zu klagen hatte) und in den anderen, leider viel zahlreicheren, schlechte Schnäpse zu billigen Preisen. Alfred nahm ihn auch mit zu verschiedenen Barbieren, die, wie er mit Augenzwinkern sagte, eine gute Kundschaft wären; beim ersten ließ René sich rasieren, beim zweiten ließ er sich die Haare schneiden, beim dritten den Kopf waschen; bei den anderen war dann die Reihe an Alfred.

Die ersten Schritte brachten nun nicht sofort das gewünschte Resultat. Die Bedingungen, die Alfred im Namen René's stellte — eine Kommission von 5% für die gewöhnlichen Wetten und 4% für die großen, Abholen der Couverts um 2 Uhr — wurden für billig erklärt; die Zahlungsfähigkeit René's, („da Alfred dafür einstand“) wurde ohne Schwierigkeit anerkannt. Aber mehrere unter ihnen lehnten das Angebot ab, weil sie mit ihrem „Book“ zufrieden seien.

— Sie wissen, was das heißt, nahmen sie Alfred zum Zeugen, wenn man einen Mann hat, auf den man sich verlassen kann, der richtig bezahlt, der nicht an der Kommission herumfeilscht, den kann man nicht so ohne weiteres verlassen.

Diese rühmten außerdem bei ihrem Wettenhalter eine unvergeßliche Freigiebigkeit:

— Neulich sagte er mir: „Anton, die Saison ist nicht schlecht; hier hast du fünfundzwanzig Louis“.

Vorigen Monat kam er: „Anton, ich habe Wind von einem Geschäft in Chantilly: ich setze einen Louis für dich“. Und das Pferd gewinnt und ich bekomme sechshundertunddrei Franken ohne etwas riskiert zu haben! So einen Mann kann man doch nicht sitzen lassen!“

Andere versprachen René ihre Unterstützung, verlangten aber Bedenkzeit: eine rückständige Abrechnung mit ihrem augenblicklichen Geschäftsfreund, die man doch erst ordnen mußte, ehe man mit ihm brach, rechtfertigte diesen Verzug. Andere verhielten sich für den Augenblick ruhig, da man sie beinahe gefaßt hatte; sie wollten erst über die Geschichte Gras wachsen lassen; natürlich würden sie wieder anfangen, aber die Saison ging ohnehin bald zu Ende, — nachher, im Februar wollte man sehen.

Andere noch schlugen verbindlich vor:

— Ich selbst kann nicht, aber ich kenne jemand, der tuts vielleicht . . . kommen Sie doch einmal wieder.

Und man kam wieder und Gernys vertilgte von neuem viele Marianis, oder sogenannte Quinquinas oder er ließ sich den Kopf waschen.

Stets gab es von neuem einen Aufschub:

— Ich habe die Person noch nicht gesehen, von der ich Ihnen sprach.

Oder: — Ich habe ihn gesehen, er sagt nicht nein. Er will es sich überlegen. Kommen Sie doch von Zeit zu Zeit wieder.

Gernys wurde ungeduldig; denn er hatte es eilig seine dreißigtausend Franken Früchte tragen

zu sehn, sonst würde Pimprenette schnell mit dem Kapital fertig sein. Eines Tages schlug sich Alfred vor die Stirn und sagte: „Was bin ich dumm!“ was ungefähr dem Heureka des verstorbenen Archimedes entsprechen mochte:

— Ich brauche doch nur zu Baranger zu gehn, meinem letzten „Boof.“ Der gibt mir Geschäfte.

— Der wird sich schön hüten, warf René ein, der ist Ihnen doch sicher böse, daß Sie ihn verlassen haben; und warum sollte der wohl einem Konkurrenten einen Dienst erweisen?

— Oh, das ist dem egal: er ist reich und denkt daran, sich zurückzuziehn; er behält die Couverts von zwei oder drei Cafés, um Beschäftigung zu haben, er will aber keine neuen Kunden mehr; der kennt sicher welche! . . . Wir brauchen blos heute Abend zum „Cambrinus“ zu gehn, da treffen wir ihn sicher.

Baranger stellt recht gut den Typus des klassischen Boofmakers vor: aufgedunsen, kurz auf den Beinen, als Krawattennadel ein Hufeisen mit Diamanten und Saphiren, dicke Ringe an den Fingern und eine schwere goldene Uhrkette. Er nahm René mit großer Freundlichkeit auf und sagte ihm, daß das Geschäft immer noch recht gut sei, wenn es auch nicht mehr das wäre, was es früher gewesen sei, da sich jetzt zu viele damit befassen wollten.

— Sie haben recht getan, sich an mich zu wenden. Ich denke, ich gehe bald meinen Rohl

pflanzen; dann überlasse ich Ihnen meine Kundschaft. Alfred hat Sie mir zugeführt und den kenne ich seit zehn Jahren . . . da können Sie recht gut dabei profitieren, eher als ein Anderer. Vorläufig will ich Sie einem meiner Freunde vorstellen, der nimmt an der Börse große Wetten auf, die er unter mehrere verteilt, um nicht einen allein zusehr zu belasten . . . Da kommt er gerade.

Ein großer junger Mann war näher getreten, blond und bleich, mit Sorgfalt gekleidet, mit jener besonderen Eleganz, die den Zuhältern oder den Parvenus eigen ist. Die Hände, die in Handschuhen stecken, waren ungeheuer groß.

— Ich stelle Ihnen Herrn Leo vor, sagte Baranger.

Er setzte dem Neuangekommenen auseinander, was Gernys wollte. Herr Leo erklärte sich sofort bereit, Gernys einen Teil seiner großen Kundschaft zu überlassen. Es wurde beschlossen am folgenden Tage zu beginnen: um ein Viertel nach zwei Uhr im Café an der Madeleine-Kirche. Leo würde die Zettel bringen und Abends wollte man im „Gambinus“ abrechnen.

Trotz des Abtraten Alfreds, der ihm empfahl, zu Hause zu bleiben und ihn allein gehen zu lassen, „falls man von der Polizei verfolgt würde“, begab sich René selbst zum Rendezvous: er traute dem großen Leo nicht und wollte persönlich die Sache überwachen. Mehrere Tage lang ging alles ganz korrekt zu: Leo kam zur festgesetzten Zeit und

reichte unter einer harmlosen Zeitung Alfred das Couvert und dieser brachte Abends die Zettel, die René revidiert hatte, zum „Gambrinus“, wohin eine halbe Stunde später René selbst ging, um die Differenz zu bezahlen oder zu empfangen.

Leo machte nie eine Bemerkung; ein einziges Mal reklamierte er, und Gernys mußte die vollständige Richtigkeit seiner Reklamation anerkennen: ein Zettel war als verloren gestrichen, aber das Pferd, das darauf notiert war, hatte gewonnen, weshalb er an Leo vierzig Louis zu zahlen hatte.

Der Bookmalerlehrling prüfte genau das Papier, um sich zu vergewissern, daß man ihm kein anderes unterschöbe, aber er erkannte ein kleines Zeichen, das er auf der anderen Seite angebracht hatte, es war dasselbe Papier, das er in der Hand gehabt hatte. Ganz verwirrt über einen so groben Irrtum zahlte René unter Entschuldigungen, aber der große Leo antwortete höflich, daß das nichts auf sich hätte, nur die, die nichts täten, irrten sich nie.

Nach einer Woche glichen sich Gewinn und Verlust etwa aus. Der große Leo meldete ihm, daß ihn ein Telegramm auf achtundvierzig Stunden, höchstens drei Tage abberiefe; es würde ihn aber jemand solange vertreten, „ein braver Kerl, der sein Brod verdienen müsse“, und den er René zuführte.

Der brave Kerl machte aber zweifellos einen sehr schlechten Eindruck: schmutzig, triefäugig, mit hängender Unterlippe, an der ein Zigarettenstummel

klebte . . . Man nannte ihn Munié. Während der Abwesenheit Leos besuchte er dessen Kunden und brachte Gernys die Aufträge . . . Aber die Abrechnung ging nicht glatt von Statten: als Leo zurückkam, schuldete Munié siebenhundert Franken, die, nach seiner Aussage, ein Spieler, der augenblicklich in Geldverlegenheit sei, dessen Ehrlichkeit aber keinen Augenblick in Zweifel gezogen werden könnte, noch nicht geregelt habe; er würde aber sicher „von einer Minute zur anderen“ zahlen.

Leo, den Gernys davon benachrichtigte, erklärte kategorisch, daß Munié lüge, daß unter seinen Kunden keiner sei, der nicht seine Wetten regelmäßig abwinke, und daß dieser unredliche Stellvertreter offenbar das Geld unterschlagen habe.

— Er ist arm und unglücklich, das hat ihm in Versuchung geführt; ich werde ihn aber zwingen zu bezahlen. Ich werde ihn Ihnen morgen zuschicken, nehmen Sie ihn nur ordentlich vor.

Am folgenden Tage saßen René und Alfred um Viertel nach zwei auf der Terrasse des Cafés an der Madeleine-Kirche und wunderten sich, den großen Leo nicht zu sehen, der sonst immer so exakt war. Gernys bemerkte außerdem, wie verschiedene Gäste, von derselben Eleganz wie die des Abwesenden, immer zu ihm herüberschielten.

Um zwei Uhr zwanzig immer noch kein Leo . . . Um zwei Uhr zweiundzwanzig kam Munié, dem Gernys, um die Zeit hinzubringen, heftige Vorwürfe machte. Munié erklärte nun, daß der Spieler,

zu dem man so viel Vertrauen haben konnte, Geld reklamiere, weit entfernt die siebenhundert Franken zu bezahlen, die er schuldet, denn er behauptet nun gewonnen zu haben! Dieses lächerliche Märchen brachte Gernys und Alfred in Wut; sie fragten Munié, ob er sie für Kinder oder Dummköpfe hielte, wenn der Mann gewonnen hätte, würde er doch gleich reklamiert haben . . . und, doch da kommt endlich Leo.

Er macht eine weltmännische Bewegung wie ein Mann, der sich nicht in eine Unterhaltung mischen will:

— Sie sprechen zusammen? Lassen Sie nur, ich bin in Augenblicke wieder da.

Dann fragt er den Kellner, „ob das Closet oben sei“ und geht ins Haus; zwei Minuten darauf kommt er zurück, übergibt Alfred sein Couvert und gerät in großen Zorn, als er die neue Fabel Muniés erfährt.

— Sie werden sogleich mit mir zu dem Kunden gehen, sagte er zu seinen Stellvertreter, das wollen wir doch sehen! Und wenn Sie gelogen haben, dann sollen Sie bezahlen, dafür garantiere ich Ihnen! Kommen Sie sofort mit!

Er geht fort, gefolgt von Munié, der ganz niedergeschlagen ist. Doch blizt in René ein Verdacht auf: „Das Closet ist doch oben“, ja . . . da ist aber auch das Telephon . . . und Leo ist recht spät gekommen. Hat man ihm nicht von Maisons-Laffitte das Resultat des ersten Rennens telephonieren

können? . . .“ René schaut auf die Uhr und auf Alfred; alle beide beruhigen ihn: es ist erst zwei Uhr achtundzwanzig und das erste Rennen beginnt erst um halb drei Uhr. Doch behält René seinen Zweifel bei; er winkt eine Droschke heran und läßt sich mit Alfred nach Hause fahren; dort öffnet er das Couvert, untersucht schnell die Zettel und sagt dann:

„Bengalischer Tiger“ hat das erste Rennen gewonnen!

— Was wissen Sie davon? Warum sagen Sie das?

— Darum! sagt René bitter, und zeigt einen Fegen Papier, auf dem eine flüchtige Hand mit Bleistift die Worte gekritzelt hat: „Bengalischer Tiger, 500 Franken.“ Bis dahin hatte aber Leo es stets angesagt, wenn eine Wette zweihundert Franken überstieg, selbst wenn sie auf ein gutes Pferd gesetzt war, woher kam es nur, daß er heute nichts gesagt hatte, und „Bengalischer Tiger“ war doch ein erbärmlicher Klepper?

Alfred riskierte mit etwas unsicherer Stimme die Bemerkung:

— Sie machen sich Ideen, so was kann doch nicht gewonnen haben!

Er war aber nicht weniger bleich, als René.

Alle beide gingen schweren Herzens in ein Café, wo die Rennen eins nach dem anderen telegraphisch von der Agentur Havas gemeldet werden. René hatte sich nicht geirrt! Bengalischer

Tiger ist Erster und bringt 99 Franken 50 für 5 Franken. René schuldet für diesen Zettel neun tausend neun hundert und fünfzig Franken. Der große Leo hat ihm da einen schönen Streich gespielt! (Wenn er noch den geringsten Zweifel hätte haben können, dann hätte ihn am Abend die Note im Paris-Sport beseitigen können: „Wie alle Jahre um diese Zeit wurde heute das Zeichen zum ersten Rennen um 2 Uhr 25 gegeben und die Zeit zwischen den einzelnen Rennen auf 25 Minuten abgekürzt.“)

Obwohl René überzeugt war, daß man ihn bestahl, bezahlte er doch. Zunächst hatte er keinen direkten Beweis des Betrugs: ein wirklicher Bookmaker würde gesagt haben, daß der Augenschein keiner Beweise bedürfe; aber René war eben ein anständiger junger Mann, der sich in der Rolle eines Bookmakers versuchte und wie ein guter Spieler dachte. Alfred zeigte ihm außerdem, daß es besser sei zu bezahlen.

— Ich wußte wohl, daß es eine Bande gibt, die die „Books“ ausplündert, ich habe oft genug davon sprechen hören! Aber daß der große Leo, der doch immer so korrekt war, zu der Clique gehört, das hätte ich nie gedacht... Und dieser kleine Schmierfink von Munié, der war nur da, um uns mit seinen Redensarten hinzuhalten! Während wir uns mit ihm zankten, gaben wir nicht auf die Zeit acht und nicht auf das, was der Andere tat! Ich würde es nun recht finden, wenn Sie nicht bezahl-

ten; dann hätten Sie aber die ganze Bande auf dem Halse, und wenn Sie auch der Mann dazu sind, ihnen Rede zu stehn, dann würde es Ihnen doch unmöglich gemacht werden, Ihr Geschäft weiter zu führen und damit rechnen die Halunken!

René lag aber sehr viel daran ein so gutes Geschäft weiter zu betreiben, er bezahlte also den großen Leo, bemerkte ihm aber, daß er recht gut wisse, woran er sei, und nur bezahle, um sich selbst für seine Unvorsichtigkeit zu bestrafen. Er zog auch die siebenhundert Franken ab, die Munié ihm schuldete, weniger um eine Ersparnis zu machen, als um festzustellen, daß man mit ihm nicht machen könne, was man wolle.

Der große Leo protestierte, aber ohne Erfolg, er brauche sich auf das, was Munié schulde, nicht einzulassen, daß die Wette auf „Bengalischen Tiger“ vollständig in Ordnung sei und daß er, Leo, was die Ehrlichkeit anbelange, keinen Menschen fürchte, außerdem könne Baranger sich für seine Ehrenhaftigkeit verbürgen.

René konnte ein Lächeln nicht unterdrücken:

— Da hätte ich noch eher Vertrauen in Sie...

— Na! also!

— ... wenn Sie sich für die Gaunerei Barangers verbürgen wollten!

Leo stieß nun unbestimmte Drohungen aus (René würde sehen, was ihn die siebenhundert Franken kosten würden), sprach davon, sich auf andere Weise bezahlt zu machen, und zeigte seine

ungeheuren Hände weit offen. Mehrere Tage nacheinander stellte er sich in Begleitung seines Genossen Baranger in der Montaignestrasse ein; aber Madame Gaillat, die Haare auf den Zähnen hat, fertigte die beiden Kumpane ab, und endlich kamen sie nicht wieder.

René suchte aber in Begleitung Alfreds andere Vermittler, womöglich ehrlichere: sie fuhren fort alle die aufzusuchen, die gesagt hatten, sie möchten wieder vorsprechen und je nachdem vertilgte René viele Marianis oder scheußliche Mixturen, die Quinquina genannt wurden. Endlich erklärte sich ein Wirt in der Rue Constantinople, Souhard mit Namen, bereit anzufangen. Die Gäste, die bei diesem Chemiker verkehrten, sahen nun aber nicht danach aus, als könnten sie auch nur den zehnten Teil von den zweitausend Franken aufbringen, wofür Souhard jeden Tag Betten hatte: aber er erklärte im Vertrauen, daß ihm die Aufträge von einem Freunde gebracht würden, der nicht gekannt sein wolle, „wegen seiner Familie“, und mit dem er die Kommission teile.

Woher die Aufträge kamen, war René recht gleichgültig, er fragte daher nicht weiter nach. Darin hatte er sehr unrecht.

Die Spieler Souhards wurden zunächst von einem seltenen Glücke begünstigt: sie setzten stets hoch auf eine kleine Anzahl Pferde, deren Ausichten sehr fraglich erschienen, die aber allzuoft gewannen und sehr hohe Quoten lieferten. Wenn einmal zufällig sein Couvert, nach der von Gernys auf-

gestellten Berechnung verlor, gab es jedesmal etwas auszugeben. Gewisse Zettel wiesen neben den Namen des Pferdes eine Zahl auf, z. B. 250, ohne Komma und Punkt, ohne Angabe von Franken oder Centimen; wenn das Pferd geschlagen worden war, mußte man 2 Franken 50 lesen, wenn es gewann, waren es 250 Franken . . . Andere Aufträge, die als verloren durchstrichen waren, wurden mit der Bemerkung: „Irrtum!“ zurückgesandt, und René konstatierte, daß dann der Name eines Pferdes da stand, das gewonnen hatte, und doch hätte er schwören können, daß er das am Tage vorher nicht gesehen hatte: einmal war ihm das schon mit Leo passiert, aber René konnte unmöglich zugeben, daß er sich so oft irrte: doch konnte er nicht leugnen, daß die Zettel echt seien und auch seine Schriftzüge trugen: er hatte es offenbar mit einem wunderbar geschickten Fälscher zu tun.

Nachdem er so in drei Wochen etwa zwölf-tausend Franken an die geheimnisvollen Kunden Souhardts bezahlt hatte, kündigte René dem allzu glücklich spielenden Wirte an, daß er sich nach einem anderen Boot umsehen möge; aber, auf Bitten des Mannes, der einen Tag Zeit wünschte, um sich anderweitig umzusehen, war er schwach genug, noch einmal dessen Couvert anzunehmen.

Das war unvorsichtig von ihm, doch lernte er dabei eine neue Manier kennen. Das Couvert enthielt die Wette: Voraussage des „Evénement“ 50 Franken auf jedes Pferd.

René verlangte die Zeitung an allen Verkaufsstellen: man sagte ihm, daß der „Evénement“ schon seit mehreren Wochen nicht mehr erschienen sei; auch die Bureaus dieses Blattes waren geschlossen, wovon er sich in der Opernpassage überzeugte. René gab daher den Zettel zurück, als er Abends um elf Uhr zu Souhard ging, und bemerkte ihm, daß diese Wette nicht gelten könne, da es keinen „Evénement, mehr gäbe. Keinen „Evénement!“ Souhard zuckte verächtlich die Achseln: „Herr de Gernys wollte sich wohl über ihn lustig machen?“ Und ganz beleidigt suchte er aufgeregt in einer Schublade, wo er auch bald den unauffindbaren „Evénement“ fand, und richtig mit dem Datum vom Tage und . . . noch ganz feucht und frisch. Die Voraus-
sage enthielt, wohl aus einer zarten Aufmerksamkeit des Druckers, nicht sechs Gewinner, sondern nur fünf: dieses Quintett genügte aber, daß René fünftausendneunhundertdreiundsechzig Franken schuldete — keinen Sou mehr! Diesmal erklärte aber der Bookmaker, daß er nicht bezahle, daß er genug habe, daß die Zeitung eigens für diesen Zweck nach fünf Uhr gedruckt sei, usw. usw.

Zugleich mit der Weigerung sich zu dieser neuer Schurkerei herzugeben, hatte René den guten Gedanken, — da die kleine Wirtschaft Souhard's leer war — seinen Revolver hervorzuziehen: das hatte den Erfolg die Wut des Wirtes sogleich zu dämpfen, der schon seine Ärmel aufstreifte und sagte, daß „das nicht so hingehen werde“, und auch die

beiden Kerle zum Stehen brachte, die plötzlich aus dem Hinterzimmer auftauchten: der große Leo und Baranger, ganz einfach!

Unter dem Schutze seiner tragbaren Kanone konnte René die Tür erreichen, während ihn die drei Lumpen mit Entrüstung einen „Spizbuben!“ nannten. So endigte die Szene wenigstens mit einem komischen Worte.

Machen wir es kurz! Die Erbschaft der Melanie war auf ein Drittel zusammengeschmolzen und der arme René fragte sich, ob er nicht besser täte, darauf zu verzichten, auf diese ungesetzliche Weise sich ein Vermögen zu machen, die ihn den Schurkenstreichen dieser Halunken aussetzte, da sie sicher waren, daß ihr Opfer den Schutz der Polizei nicht anrufen könne, ohne sich selbst anzuzeigen.

Leider antwortete er sich, daß sein Mißerfolg, der durch unredliche Vermittler verursacht sei, nichts gegen ein Geschäft bewiese, bei dem so viele andere reich geworden seien. Es gibt auch andere Leute, die ihre Zettel nicht fälschen, und man hat nicht immer mit Spizbuben zu tun! Es gibt auch ehrliche Spieler in der Welt!

Ja... aber leider mußte der naive René erfahren, daß es für die Spieler geheimer Wetten noch andere Feinde gibt, als die Mitglieder dieser wohlorganisierten Bande, zu der der große Leo und Baranger gehörten; er sollte erfahren, daß es unter den ehrlichen Spielern viele unanständige Leute gibt, denen gegenüber der Bookmaker ebenso

unanständig sein muß, um das Gleichgewicht herzustellen, was auch die meisten tun, wozu aber René ganz unfähig war. Er sah Aufträge, die in so zweifelhafter Form abgefaßt waren, daß man damit auf zwei Pferde zugleich setzen konnte, er lernte Handschriften kennen, die so unleserlich waren, daß man stets den Namen des gewinnenden Pferdes herauslesen konnte, schlechtgeschriebene, durchstrichene und korrigierte Zahlen, alle die kleinen Betrügereien, die den gewissenlosen Spielern gestatten zu reklamieren, wobei sie stets bereit sind zu sagen: „Zahlen Sie, oder ich zeige Sie an!“

Die auf diese Weise durch eine unredliche Minderheit erpreßten Summen verkürzen ganz gewaltig den Gewinn, den man von anderen haben kann. Außerdem verfolgte René aber auch das Unglück: der Zufall begünstigte in außerordentlicher Weise einige unter seinen Kunden, selbst unter jenen, die nicht betrogen; er saß offenbar im Pech, was nicht so schlimm war, denn das Glück konnte jeden Augenblick zu seinen Gunsten umschlagen, wenn er genügend Kapital hatte, das ruhig abzuwarten; da er aber nur kaum mehr zehntausend Franken besaß, war das doch beängstigend, besonders, da die Saison zu Ende ging und für zwei Monate unterbrochen wurde.

Dieses andauernde Unglück gestattete dem armen Gernys auch nicht einmal die komische Seite der Gesellschaft zu würdigen, mit der er gezwungen war zu verkehren. Er fand es ganz natürlich, daß ihm ein Polizeiinspektor die Wetten der Köchinnen und

Dienerschaft seines Stadtviertels besorgte; er dachte nicht einmal daran, über die kindlichen Vorsichtsmaßregeln zu lachen, die ein Wirt traf, der aus Furcht vor dem Polizeikommissär René mit in den Keller nahm und dort die Zettel aus seinen Schuhen hervorzog: Fetzen Papier, auf die schmutzige Hände die Namen von Pferden, von Jockeys oder von Trainern gekritzelt hatten, oder auch die Spuren von blutigen Fingern der anonymen Wetter verrieten nicht etwa einen Mörder, sondern den Schlächtergesellen von gegenüber . . .

Lächeln? Ja, das hatte René längst verlernt, das Lächeln! Er wurde ganz verrückt durch die ewige Überreizung, durch die stille Wut, die den Spieler im Unglücke ergreift und ihn vollends in den Ruin treibt.

Hätte er die Kontrolle über sich selbst bewahrt, so würde er bemerkt haben, daß die ständige Angst aus seinem Herzen die Gefühle verbannt hatte, denen er zuerst zu gehorchen glaubte, und daß Pimprenette, für die er sich in dieses lächerliche Abenteuer verwickelt hatte, Pimprenette selbst ihm fast gleichgültig geworden war!

Er legte sich darüber erst einige Wochen später Rechenschaft ab, als er von einem heilsamen Nervenfieber genas, das ihn eines schönen Tages in der Rue Montaigne festlegte, unter der sorgsamten Pflege der Madame Gaillat, deren Papagei fortfuhr mit unbewußter Ironie zu rufen:

— Parrris-Sporrrt!

IX.

Natürlich hatte René, als er Amateur-Bootmacher wurde, den schlimmsten Übelstand dieses Gewerbes nicht vorausgesehen: daß er in Folge des vielen Herumlaufens am Tage und auch am Abend nur acht Stunden von vierundzwanzig bei Pimprenette zubringen konnte. Eine Frau, die sich selbst überlassen ist, kommt nur allzuhäufig in Versuchung, sich anderen zu überlassen; wenn diese Frau Pimprenette ist, dann erliegt sie zweifellos dieser Versuchung.

Von Morgen bis Mitternacht allein, begann die Freundin des weltmännischen Wettenhalters sich bald gefährlich zu langweilen. Gerechterweise machte sie dem armen René, der sich diese Last auferlegte, um Geld für sie zu verdienen, keinen Vorwurf darüber; sie würde ihn aber doch lieber bei sich gesehen haben, einzig allein damit beschäftigt, sie zu lieben und reichen Liebhabern die Sorge für den Luxus seiner Geliebten zu überlassen. In den

Augen Pimprenettes setzte ihn die Hartnäckigkeit, mit der er der Herr sein wollte, der „alles bezahlt“, etwas herab, ohne daß sie sich darüber deutlich Rechenschaft ablegte; und da er, trotz seiner Anstrengungen nicht damit durchkam, die Rolle des Bankiers zu spielen, verübelte sie es ihm, daß er die des Liebhabers, in der er Glänzendes leistete, allzusehr vernachlässigte.

Da sie ohne Beschäftigung war, ward sie von der Sehnsucht nach den Brettern erfaßt und wünschte nichts sehnlicher, als wieder zum Theater zu gehn. Leider hatten die Pariser Impresarios nicht dieselbe Meinung von ihrem Talente, wie sie selbst: sie wußten, daß sie unvergleichlich und unersetzbar war in gewissen besonderen Rollen, außerhalb dieses Rollenkreises aber hielten sie sie für mittelmäßig; und da sie außerdem eine sehr hohe Gage forderte, so entschuldigten sie sich, sie nicht engagieren zu können, da sie keine passende Rolle für sie hätten.

— Ich kann das „Straßenmädchen“ nicht wieder aufführen, sagte Boutaize; ganz Paris kennt das Stück auswendig . . . Nächstes Jahr vielleicht . . .

Sie entgegnete, daß sie alles spielen könnte, oh! wenn man sie in Cavaci gesehen hätte, in der „Schule der Frauen“, in der „Welt, in der man sich langweilt“, in . . .

— Das hast du alles gespielt, wirklich? spottete Boutaize.

— So ist es!

— Agnes?

— Agnes!

— Und welche Rolle in der Welt?

— Die Unterpräfektin, selbstverständlich!

— Nein!

— Und bin nach dem ersten Akt vierzehnmal vor die Rampen gerufen worden. Wenn du die Zeitungen von dort sehen willst...

— Nein, da du es mir sagst, glaube ich es dir... Aber, weißt du, Paris ist nicht Cavaci!

— Du bist ein Grobian! Das sollst du mir büßen, mein Alter! Wenn du für das Straßenmädchen oder für eine andere Rolle meiner bedürfen wirst, soll es dir teuer zu stehn kommen und dann mußt du dich außerdem noch vor mir auf die Knie werfen...

— Na, na! Sei nur nicht böse! Ich habe jetzt keine Rolle für dich, aber weißt du, Käzchen, ich will mich wohl jetzt gleich auf die Knie legen... Ich will blos eben den Riegel vorschieben und...

Pimprenette ging auf den Vorschlag dieses Tölpels nicht ein, nur um ihm zu zeigen, daß sie entschlossen wäre, ihn zappeln zu lassen:

— Ah, nein! Es ist heute der Tag nicht!... Das mußt du anders anfassen...

— Wir fassen es an, wie du willst!

Stolz schritt sie auf die Tür zu:

— Nein, sage ich dir, du widerst mich an, du bist zu dick!

Boutaize spannte ärgerlich seinen Partherbogen:

— Was willst du! Du bist eine zu große Künstlerin für mich geworden; ich sehe für dich nur noch ein Theater in Paris, das Théâtre Français!

„Dieser Schafskopf hat Recht!“ dachte Pimprenette. Und sie erinnerte sich, daß Biochard ihr versprochen hatte, sie in das Haus Molières und Jules Clareties zu bringen. Biochard schlummerte noch immer im Kolonialministerium; sie suchte ihn dort auf und wurde sehr warm empfangen; allerdings zeigte sie sich auch dem Staatsmann, dessen möglichen Ärger über ihr plötzliches Verschwinden sie besänftigen wollte, bereit zu den weitestgehenden Entschädigungen, so daß sie, kaum in das Bureau des Ministers eingeführt, auf die Aufforderung Biochards, Platz zu nehmen, sich ohne Weiteres auf seine Knie setzte und sagte:

— Mein lieber Minister, ich lege mein Geschick in Ihre Hände.

„Ein famoses Geschick!“ sagte der Minister entzückt.

Und man sprach vom Théâtre Français.

— Ihr Platz ist bei Claretie! beteuerte Se. Exzellenz; das habe ich immer gesagt . . . Und Ihre Erfolge im Auslande im klassischen und modernen Repertoire haben mir Recht gegeben. Verfügen Sie über mich . . .

— Und Sie über mich.

— Wie, sogleich?

— Wenn das Herz Ihnen danach steht...

— Das tut es schon... sogar sehr... aber vorher muß ich noch einen Auftrag geben; Sie gestatten?

Biochard klingelte dem Diener, dem er erklärte, er müsse ins Ministerium des Innern (das sollte vielleicht ein Witz sein), er empfinde also heute Morgen niemand mehr; als er dann die Türen seines Bureaus abgeschlossen hatte, konnte er sich ganz nach Belieben mit Planigloben beschäftigen, die ganz anders interessant waren, als die, auf welche er von Zeit zu Zeit im Gefühle der Pflicht seines Amtes die Augen richtete und erstaunt war, rot unterstrichene Namen darauf zu finden, die ihm gänzlich unbekannt waren und französische Kolonien vorstellten.

— Sie kommen wieder, nicht wahr? fragte er, nachdem er seine kleine Reise um den Globus beendet hatte.

— Ohne Zweifel, wenn...

— Ganz recht; kommen Sie... warten Sie einmal... ja, kommen Sie in drei oder vier Tagen wieder, dann habe ich sicher etwas neues für Sie.

Er prahlte nicht; denn bei dem zweiten Besuche Pimprenettes teilte er ihr wichtigtuend die große Neuigkeit mit:

— Es ist alles in Ordnung, mein Kind: ich habe Claretie gesehen und habe für Sie erlangt,

daß Sie zur Probe deklamieren sollen . . . übermorgen in acht Tagen.

Pimprenette war außer sich vor Freude und Biochard wurde für seine Mühe nochmals damit belohnt, daß er die Hemisphären der hübschen Schauspielerin erforschen durfte, die sie überall mit sich führte. Er hütete sich aber wohl zu sagen, daß er sie einfach zu einer jährlich stattfindenden Probekommunikation einschreiben habe lassen, wozu sich jeder einstellen kann, nach der aber, soweit man sich erinnern kann, das Komitee noch nie jemand engagiert hatte.

— Brauche ich Ihnen zu sagen, daß ich Sie aufs wärmste empfohlen habe, mein liebes Kind? Ihr Talent wird das übrige tun!

Etwas später sagte er, mit gewollter Zweideutigkeit.

— Die Sache ist im Sack!

Da doppelte Vorsicht besser ist als einfache und dreifache besser als zweifache, dachte Pimprenette daran, sich das Wohlwollen einiger Mitglieder des Théâtre Français zu sichern: damit der Geldwaser Granbirbe und der Intrigant Vachaire ihr nichts verweigern könnten, gestattete sie ihnen alles: der Eine und der Andere versprachen ihr auch ihre Stimme, nachdem sie in ihr eine „interessante Natur“ entdeckt hatten.

Granbirbe riet ihr eine Szene aus der „Antigone“ zu wählen, Vachaire gab ihr Ratschläge über die Darstellung der „Celimene“. Pimprenette studierte

den „Menschenfeind“ und das griechische Stück, sowohl ihren beiden Protektoren zu Gefallen, als auch, um sich dem Komitee in ihrer doppelten Eigenschaft als Darstellerin im Drama und im Lustspiel zu zeigen.

Aber durch ein sehr beklagenswertes Schicksal traf es sich, daß Granbirbe und Lachaire plötzlich umwohl waren und dem Probespiel Pimprenettes nicht beiwohnen konnten; es ist möglich, daß nur die Furcht, sich lächerlich zu machen, indem sie ihren Kollegen beweisen wollten, Pimprenette habe irgendwelches Talent, sie zuhause festhielt.

Pimprenette rächte sich dafür, indem sie im Vertrauen Enthüllungen machte über den sehr übertrieben dargestellten physischen Wert des imposanten Granbirbe und die traurige Anatomie des langen Lachaire; auch ging sie nie mehr ins Kolonienministerium, um dem Minister Piochard Zerstreuung von seinen Kolonialsjorgen zu verschaffen.

Nun aber verdoppelte sie ihre Besuche bei den Direktoren und Autoren und trieb das in solcher Weise, daß niemand mehr daran zweifeln konnte, sie würde irgendwo irgendwas annehmen, nur um ihren Namen wieder in dicken Lettern auf dem Theaterzettel zu sehn. Und so erschien denn auch eines Morgens die Notiz, wodurch dem Volke bekanntgegeben wurde, daß die vielbewunderte Pimprenette zu ihrem ersten Theater Imperia zurückkehre und sich in einem für sie ganz neuen Genre produzieren werde: sie würde ein Mimodrama von

Leo Payet mit Musik von Eduard Mathé an der Seite des berühmten Mimen Adonis Levy freiren.

Und das war von neuem ein Siegeslauf: die vorbereitenden Interviews in der „Comœdia“, in denen Pimprenette über die Pantomime ihre persönlichen Ansichten mitteilte und die Preßnotizen kündeten eine „künstlerische Überraschung“ an, die alle Welt zum Imperia-Theater strömen lassen werde und posaunten die Großherzigkeit des edlen Nathanael aus, der Pimprenette „eine goldene Brücke baue“; sogar der Text des Engagementvertrages erschien in den Zeitungen: Pimprenette erhielt fünfhundert Franken für den Abend (die Veröffentlichung des Briefes, durch den sie sich verpflichtete, davon vier Fünftel wieder zurückzugeben, hielt man für überflüssig).

Trotz der Schamlosigkeit dieser Reklame erzielte man einen großen Erfolg, der ganz auf Pimprenettes Rechnung zu setzen war: allerdings wurde die reizende Musik Mathés und die Kunst des „berühmten Mimen“ Adonis Levy von Kennern geschätzt, aber Pimprenette allein entfesselte den Enthusiasmus der Menge.

Das Szenarium Leo Payets, das so einfältig war, wie es geziemt, behandelte eine völlig unbekannte Episode aus der griechischen Geschichte. Im ersten Akte hat eine athenische Armee unter dem Befehle des grimmigen Lycos (Adonis Levy) die Stadt Theben erobert: die Ältesten der besiegten Stadt kommen, um den Sieger um Gnade anzu-

sehen, sie wenden sich an seine Mildherzigkeit, legen ihm Säcke voll Gold zu Füßen und lassen ihm zu Ehren ein schönes Ballett aufführen, einstudiert von Frau Marilaisa. Vergebens! Lycos deutet durch eine mitleidslose Handbewegung an, daß die Stadt vom Erdboden getilgt und die vornehmsten Bürger hingerichtet werden sollen. Jetzt drängt sich eine Frau durch die Menge und geht auf den erbarmungslosen Feldherrn zu: das ist die schöne Ismene; um das Vaterland zu retten, kommt sie und bietet sich dem rauhen Krieger an, den weder das Ballett der Frau Marilaisa, noch die von den Figuranten dargebotenen Schätze haben rühren können. Die schöne Ismene ist natürlich Pimprenette. Ebenso natürlich bezeigt der „berühmte Mime“ Adonis Levy beim Anblick Pimprenettes eine große Bewegung. Doch bezwingt er sich und gibt zu verstehn, daß Ismene in seiner Gewalt sei und er sie besitzen werde, wenn ihm das gefiele, er brauche also die Gunst einer Gefangenen nicht durch Großherzigkeit gegen die Besiegten zu erkaufen.

Auf diese Erklärung, die viel Vernünftiges enthält, antwortet die Heldin stolz, daß Lycos wohl sie vergewaltigen könne, daß aber der Henker Thebens niemals von Ismene freiwillig einen Kuß bekommen würde. Offenbar drückte die Mimik Pimprenettes das nicht vollkommen klar aus, aber das Publikum verstand es doch, dank dem gedruckten Programm. Lycos gleichfalls, denn er zeigt sich darüber sehr erregt: die schöne Ismene setzt nun

ihre Reize ins rechte Licht; sie tanzt und zeigt die unvergleichliche Wollust, mit der sie den Sieger beglücken wird, wenn er hübsch artig sein will. Wellenbewegungen mit den Hüften und lüsterne Refeln à la Regina Badet: alles das etwas lang; da aber Pimprenette in zuvorkommend durchsichtigen Schleiern tanzt, langweilen sich die Zuschauer keinen Augenblick; alle die kleinen Etuis hinten an den Sesseln, die gegen Einwurf eines fünfzig Centimesstückes ein „ausgezeichnetes Opernglas“ liefern, wurden in Anspruch genommen. Der berühmte Mime Adonis Levy zeigt vergebens seine ganze Kunst, um die Fortschritte seiner Leidenschaft darzustellen, es sieht kein Mensch hin; endlich erhebt er sich trunken von Begierde, befiehlt mit einer entsprechenden Handbewegung, daß man die Thebaner in Ruhe lasse und verschwindet mit Ismene-Pimprenette in seinem Feldherrnzelt.

Der Vorhang fällt.

Im zweiten Akte stellt die Bühne den Markt in Athen vor: Lycos ist in sein Vaterland zurückgekehrt und ist unter Anklage gestellt worden, weil er die eroberte Stadt Theben nicht zerstört hat; er ist verurtheilt den Schierlingsbecher zu trinken, muß aber vorher Zeuge sein, wie die Thebanerin, derentwegen er den Verrat geübt hat, vor den Augen des Volkes unter den Streichen mit eisernen Ruten verbluten soll. (Gelehrte werden nicht ermangeln zu bemerken, daß diese Todesart niemals in Athen in

Gebrauch gewesen ist; aber Leo Payet kümmert sich ebenso wenig um historische Treue, wie um die Meinung der Gelehrten; dem Direktor Nathanael ist es gleichgültig und desgleichen der Kundschaft des Imperia-Theaters). Man führt Lycos gefesselt herbei (der Schmerz des berühmten Mimen Adonis Levy ist schrecklich anzuschauen), dann die schöne Ismene (Pimprenette erscheint in unwahrscheinlicher Weise ruhig). Das Volk verlangt fieberhaft erregt den Tod Ismenens und der Vorsitzende des Areopags gebietet dem Henker das Todesurteil zu vollstrecken; der Mann beginnt Pimprenette zu entkleiden.

Er enthüllt zunächst die vollkommenen Brüste und schon schweigt das Volk; dann läßt er langsam die letzten Hüllen fallen und Pimprenette-Ismene steht völlig nackt da. Das athenische Volk, das für Schönheit empfänglich ist, erhebt seine Stimme, um Gnade zu erbitten. Der Henker wirft seine Marterwerkzeuge weg und weigert sich, diesen von den Grazien geformten Körper zu zerfleischen, der Areopag gerät in Aufregung und erhebt sich wie ein Mann: er befiehlt die Freilassung des Feldherrn Lycos und seiner teuren Ismene. Doch behält Pimprenette ihre Stellung bei — aus Liebenswürdigkeit für die Zuschauer — während der Vorhang fällt und unter dem tosenden Beifall des Publikums wieder hochgeht.

Darauf folgte nun der gewöhnliche Sturm auf die Ankleideloge der Heldin: Davin de Champclos legte ihr im Namen der „Comœdia“ ein

Madrigal und seine Achtung zu Füßen; Mathanael küßte sie, Mathé und Leo Payet küßten sie, Maugis und Tardot küßten sie, alle Welt küßte sie, mit Ausnahme von Biochard, dessen ministerielle Lobpreisungen mit einem trockenen: „Mein Herr, ich empfangen hier nur meine Freunde!“ zurückgewiesen wurden.

Der Verfasser des Librettos bildete sich nicht wenig auf seine Arbeit ein, und glaubte daher das Höchste in Bescheidenheit zu leisten, als er sagte:

— Meine Liebe, Ihnen verdanken wir unseren Erfolg!

Das war nun auch vollkommen richtig, doch dachte er nicht im geringsten so; daher errötete er vor Vergnügen über das zweideutige Kompliment, das ihm Maugis versetzte:

— Mein alter Payet, Sie haben nie etwas besseres gemacht!

— Aufrichtig, teurer Meister und Freund?

— Vollständig aufrichtig, mein Guter! Und ich füge hinzu, daß ich die Überzeugung habe, daß Sie nie etwas besseres machen werden, als das...

— Ich bin wirklich äußerst erfreut. Danke... danke!

— Ganz zu Ihren Diensten!

— Denken Sie sich, ich hatte etwas Angst wegen der Lösung!

— Wieso? Die finde ich unerläßlich und außerordentlich, das ist eine Lösung, die zieht immer.

— Ja, aber, man könnte mir vorwerfen, daß sie . . . ich weiß nicht ob Sie es bemerkt haben, daß sie einige Ähnlichkeit mit der Geschichte Phrynes hat . . .

Maugis antwortete mit unerschütterlichem Ernste:

— Das habe ich allerdings bemerkt; aber weit davon entfernt Sie zu tadeln, stimme ich Ihnen zu . . .

— Ja, nicht wahr? Wenn man die Umstände ändert, hat man das Recht . . .

— Selbstverständlich, mein alter Bayet! Unser großer Molière hat doch auch seine Stoffe dort genommen, wo er sie gefunden hat: Sie sind ein Dichter in der Art Molières, das ist alles . . .

* * *

Das Leben Pimprenettes kam wieder in's alte Geleise. Ihr Name, der alle Tage in den Zeitungen genannt wurde, erschien Abends in feurigen Buchstaben als Annonce auf den Boulevards; auf dem Theaterzettel stand sie in ungeheuren Lettern an erster Stelle, und der berühmte Mime Adonis Levy ärgerte sich schwarz, wenn die entzückte Menge jeden Abend Pimprenette hervorjubilte, ohne je zu bemerken, wie viel Genie er vergeudete, um die Rolle des Feldherrn Lycos gut zu spielen.

Da Pimprenette frei geworden war, hatte sie von neuem viele Liebhaber, wofür sie Gott ja

auch geschaffen hatte: die einen, weil sie reich waren, die andren, weil sie ihr vorübergehend gefielen. Zuweilen ging sie Nachmittags zu René de Gernys, der endlich dem Nervenfieber entronnen war, das ihn glücklicherweise daran verhindert hatte, die letzten Banknoten zu verlieren, die ihm die Cousine Melanie vererbt hatte; sie bemerkten ohne Groll, daß zwischen ihnen kein anderes Gefühl mehr existierte, als das einer guten Kameradschaft; im Grunde waren sie froh darüber, denn nichts ist lästiger im Leben, als so große, ausschließliche Gefühle.

Zum Schlusse ereignete sich etwas, das den Ruhm Pimprenettes auf den Gipfel steigen ließ: am Ende der fünfundvierzigsten Vorstellung der „Schönen Ismene“ erschien ein korrekter und ernster Herr an der Tür ihrer Loge, zeigte diskret eine dreifarbige seidene Schärpe und sagte ungefähr folgendes:

— Mein Fräulein, ich bin der Polizeikommissär, ich habe eine peinliche Pflicht zu erfüllen; seien Sie überzeugt, daß ich recht gut fühle, wie lächerlich es ist; aber ich habe zu gehorchen: ich muß ein Protokoll aufnehmen.

— Ein Protokoll? Über mich? Warum?

— Weil Sie sich gegen die öffentliche Sittlichkeit vergangen haben, mein Fräulein.

— Habe ich mich gegen Ihre Sittlichkeit vergangen?

— Leider nein, mein Fräulein, aber ich wiederhole Ihnen, daß ich auf höheren Befehl

handle; ich bin hier nur der ausführende Beamte... Wollen Sie mir Ihren Namen, Vornamen, Ihre Wohnung angeben, bitte.

Das war für Pimprenette das einzige unangenehme dabei, sie mußte zugestehen, das sie Hortense Adele Mouchois hieß; aber ihre gute Laune bekam bald wieder die Oberhand, als sie ihr Erstaunen darüber ausgedrückt hatte, daß das Gericht so spät auf den Gedanken käme, sieben Wochen nach der ersten Vorstellung erst, daß das Schauspiel anstößig sei, und sie vom Kommissär erfuhr, daß die Herren vom Gericht nicht daran gedacht hätten, sich zu regen, wenn sie nicht durch eine Beschwerde des Herrn Lagourde dazu gezwungen worden wären.

— Was? sagte Pimprenette, das alte Kameel?

Der Kommissär lächelte gutmütig:

— Mein Amt und der Respekt, den ich den Mitgliedern der gesetzgebenden Versammlung schulde, gestattet mir nicht, mich dem kurzen und malerischen Urteil anzuschließen, das Sie über Herrn Senator Lagourde fällen. Ich kann ebenso wenig sagen, was ich als Privatmann von seinem Eingreifen denke. Alles was ich bemerken kann, ist, daß mir der Auftrag, den ich habe, das ganze Vergnügen an dem interessanten Schauspiel verdorben hat; aber ich werde wiederkommen, mein Fräulein, um Ihnen Beifall zu spenden, wenn ich keinen Dienst habe. Außerdem wünsche ich aufrichtig, daß die gerichtliche Verfolgung, die der Staatsanwalt auf Veranlassung

des Herrn Senators Lagourde anstrengen muß, mit einem Freispruch endigen möge. Auf jeden Fall erscheint mir die Pantomime, die ich gesehen habe, als ein günstiges Vorzeichen für die Milde, die Ihre Anmut ohne Zweifel auch bei den strengsten Richtern erwecken wird.

Der Kommissär hielt inne und sagte dann mit gedämpfter Stimme:

— Ich glaube außerdem zu wissen, daß diese Sache dem Untersuchungsrichter Herrn Leuvé übertragen ist . . .

— Ja, und? . . . fragte Pimprenette, der dieser Name vollständig unbekannt war.

— Ja, das aber ganz unter uns, mein Fräulein . . . Herr Leuvé steht in dem Rufe, gegen die Verführungskünste hübscher Frauen nicht unempfindlich zu sein, so daß ich glaube, es wird Ihnen nicht schwer fallen zu erweisen, daß Sie nicht nötig haben sich auf die Anklagebank zu setzen . . . Aber nun muß ich Sie verlassen, mein Fräulein, nochmals tausend Entschuldigungen!

— Was sagst du nun? schloß Pimprenette, als sie am folgenden Tage Maugis diesen Vorfall erzählt hatte.

— Ich nehme an, daß die Aussicht auf diesen Prozeß dich nicht am Schlafe hindert?

— Auch nicht an etwas anderem, oh, nein!

— Mit Leuvé als Untersuchungsrichter glaube ich übrigens, daß du ohne Weiteres frei ausgehen wirst.

— Das hat mir der Kommissär auch gesagt, aber dann müßte ich natürlich etwas liebenswürdig mit Leuwé sein?

— Wahrscheinlich, aber wie ich dich kenne, Pimpin, und da er nicht gerade abstoßend häßlich ist . . .

— Da bist du aber auf dem Holzwege, mein Dicki: ich bin entschlossen nicht im geringsten liebenswürdig zu sein, und wenn Leuwé schön wäre wie ein Engel!

— Was redest du da? Du scherzest?

— Ich denke nicht daran! Ich werde sogar so unangenehm wie möglich sein, ich will den Prozeß.

— Warum?

— Warum! Das Gericht wird mir doch nichts besonderes anhaben, nicht wahr?

— Das glaube ich auch; du bekommst eine leichte Strafe.

— Da müßte ich also recht dumm sein, wenn ich nicht von der schönen Reklame profitieren wollte, die dieser Prozeß für mich macht!

— Bravo, Pimpin! Daran erkenne ich mein Blut! Du hast Recht, diesen Prozeß müssen wir haben . . . Und dann . . . warte einmal . . . ja, das geht . . . weißt du auch, wen du zum Advokaten haben wirst? Und noch dazu umsonst?

— Sage, wer ist's?

— Kate.

— Wie soll ich . . . Kenne ich ihn denn?

— Als wenn du mit ihm geschlafen hättest.

— Ich errate es nicht . . .

— Bibi!

— Bibi?

— Nun ja, Bibi! Ich! Henry Maugis!

— Du? Bist du denn Advokat?

— Na, ich bin doch seit dreißig Jahren in die Advokatenliste eingetragen, und wenn ich auch meine Schulden nicht bezahle, so habe ich doch noch jedes Jahr meinen Beitrag bezahlt . . . aus reinem Unsinn, denn ich habe nie geglaubt, daß mir das je etwas einbringen könnte. Aber diesmal wird es mir nützen! Und der Senator Lagourde kann sich auf etwas gefaßt machen, wenn ich mein Recht als Verteidiger gebrauche und über diesen alten Ekel das sage, was ich nicht in die Zeitung setzen kann, weil man mich für meine Offenheit auf das faule Stroh legen würde, und das ist nichts für meinen Rheumatismus . . . Also, sie wollen dir einen Prozeß machen, weil du deinen Hinteren gezeigt hast? Das soll ihnen teuer zu stehen kommen.

— Fein!

— Du willst, daß man sich mit dir abgibt? Sei unbesorgt, mein Kind, du sollst nach Wunsch bedient werden! . . .

X.

Ganz wie Pimprenette es gewünscht hatte, mußte sie vor Gericht erscheinen, unter der Anklage, sich gegen die öffentliche Sittlichkeit vergangen zu haben. Nathanael, der Direktor des Imperia-Theaters, wurde mitangeklagt und saß neben ihr auf der Anklagebank. Henry Maugis und Edmond Guitter hatten die Verteidigung übernommen.

Um dieser sensationellen Verhandlung beizuwohnen, war das Tout-Paris der Uraufführungen früh aufgestanden und der Municipalgardist, der an der Thür der 15. Gerichtskammer Wache stand und zugleich die Karten prüfte, mußte lange vor Mittag Leute zurückweisen, denn der Saal war gedrängt voll: Komödianten und Komödiantinnen, Schriftsteller, Direktoren, Advokaten jeden Alters schwärmten nach Herzenslust. So erzählte man sich besonders eine alte Geschichte, die dem Präsidenten Jupais passiert war, — der heute wahrscheinlich die Angeklagten verurteilen wird — und der nicht gerade

dafür geeignet schien, im Namen der öffentlichen Moral Geldbußen und Gefängnis-Strafen zu diffundieren.

Obgleich die Geschichte schon anderweitig erzählt worden ist, mag sie doch hier kurz wiederholt werden. Zu jener Zeit stellte sich der Präsident Jupais, als wüßte er nicht, daß seine Frau ihn mit einem jungen Staatsanwalts-Substituten hinterginge. Der Liebhaber hatte für etwa vierzigtausend Franken einen prachtvollen Pelzmantel erstanden, den Frau Jupais gerne haben wollte: aber wie sollte man es anfangen, daß sie dieses reiche Geschenk annehmen könnte, ohne den Verdacht des Ehegatten zu erregen? Der junge Staatsanwalt fand bald ein ausgezeichnetes Mittel.

— Mein lieber Präsident, sagte er zu Jupais, ich interessiere mich für eine Wohltätigkeitslotterie. Darf ich Ihnen einige Lose reservieren?

— Natürlich, sagte der edelmütige Jupais, hier haben Sie fünf Franken.

Acht Tage darauf kommt der junge Staatsanwalt mit dem triumphierenden Lächeln der freudigsten Überraschung zum Präsidenten:

— Denken Sie sich einmal! Ihre Lose!... Wissen Sie, von der Wohltätigkeitslotterie, die Sie bezahlt hatten und die ich vergessen hatte, Ihnen zuzuschicken?

— Ja, was denn?

— Die Ziehung hat stattgefunden und Sie haben das große Los gewonnen: einen sehr hübschen

Zobelpelz. Ich habe ihn zu Hause und werde ihn nachher zu Ihnen schicken.

— Nein, geben Sie sich die Mühe nicht, mein Diener wird ihn abholen.

— Wie Sie wünschen.

Einige Stunden später kommt denn auch ein Diener zum Staatsanwalts-Substituten und verlangt den Gewinnst des Herrn Präsidenten.

... Am folgenden Tage empfängt der Liebhaber, ganz glücklich über das Gelingen seiner List, den Besuch der Frau Jupais.

— Nun? Ist es geglückt? Bist du zufrieden? Gefällt der Mantel immer noch?

— Zufrieden womit?

— Ja ... der Zobelpelz! Dein Mann hat ihn ja gestern holen lassen ...

— Ist das sicher?

— Ich habe ihn ja selbst dem Diener ausgefolgt ...

— Er hat ihn mir nicht gegeben!

— Nicht möglich! was hat er damit gemacht?

Jupais hatte ganz einfach Lucienne de Chantilly, seine Mätresse, mit dem Mantel bedacht, den der Geliebte seiner Frau bezahlt hatte!

Der junge Staatsanwalt verlor so gleichzeitig vierzigtausend Franken und die Gunst der Frau Jupais, denn nach einer echt weiblichen Logik verzieh sie es ihm nicht, daß er sich wie ein Dummkopf hereinlegen hatte lassen. Er rächte sich dafür, indem er die Geschichte im Justizpalaste erzählte, wo seit

der Zeit der schöne Jupais nur mehr „Präsident Bobel“ hieß.

Er trug seinen Spitznamen übrigens mit Eleganz und das Publikum, das herbeigeströmt war, um zu sehen, wie über Pimprenette geurteilt würde, mußte anerkennen, daß der Richter mit der skandalösen Vergangenheit in seinem Talar, mit seinem gepflegten blonden Barte, den er oft mit einer feinen Hand strich, ganz bedeutend gegen seine beiden Beisitzer abstach, einfache brave Leute, die aber neben ihm ausfahen wie Bauern.

— Mein Fräulein, sagte er zu Pimprenette, wollen Sie mir Ihren Namen und Vornamen angeben?

— Adele Hortense Mouchois, genannt . . .

Pimprenette unterbrach sich, um sich nach einem jungen Advokaten umzudrehen, Herrn Dr. Bierfuß, der mit Maugis Zwistigkeiten gehabt hatte und nun etwas zu laut lachte, in der offenbaren Absicht sich bemerkbar zu machen, was ihm auch mehr als er wünschte, gelang.

— Was ist Ihnen denn, Sie Dickwanst?

Darauf der Präsident Jupais:

— Mein Fräulein, wenden Sie sich ausschließlich an das Gericht . . . Was Sie anbelangt, Herr Advokat, so wäre ich Ihnen sehr verpflichtet, wenn Sie die Verhandlung durch schlecht angebrachte Heiterkeitsausbrüche nicht stören wollten.

— Herr Präsident, griff Maugis begütigend ein, Sie wollen gütigst meinen jovialen Kollegen

Bierfuß entschuldigen, der als Träger eines der schönsten Namen Frankreichs sich nicht enthalten konnte, den gemeinen Namen meiner Klientin lächerlich zu finden.

Diesmal war es der junge Bierfuß allein, der nicht lachte.

Und das Verhör begann von neuem: es wurde festgestellt, daß Adele Hortense Mouchois, genannt Pimprenette von Folligny, vierundzwanzig Jahre alt, den Beruf einer dramatischen Künstlerin habe.

Der Präsident: Sie sind angeklagt, mein Fräulein, am 23. Dezember während der Ausführung der Pantomime „Die schöne Ismene“ auf der Bühne des Imperia-Theaters sich gegen das öffentliche Schamgefühl vergangen zu haben. Sie geben das zu?

Pimprenette: Nein, mein Herr.

Der Präsident: Wieso „nein?“ Sie wollen wohl sagen, daß die im Protokoll des Polizeikommissärs angeführten Tatsachen, derentwegen Sie unter Anklage stehn, kein Vergehen gegen das Schamgefühl enthalten?

Pimprenette: So ist es.

Der Präsident: Gut: das geht die Verteidigung an. Sie erkennen doch jedenfalls an, daß das Protokoll richtig ist, das besagt... ich lese Ihnen die letzten Zeilen vor: „Am Ende des Schauspiels erscheint das Fräulein Adele Mouchois gen. Pimprenette von Folligny, die von einem der

Schauspieler auf der Szene bis auf einen schmalen Gürtel, der vorn herabfällt, entkleidet wird, ganz nackt vor dem Publikum.“ Ist das so richtig:

Zustimmende Antwort Pimprenettes; aber der Präsident will genauere Auskunft haben und dringt mit lüfterner Zuverlässigkeit in sie, unter dem scheinheiligen Vorwande kein Mißverständnis aufkommen zu lassen:

— Also wir sind darin einig: Sie waren vollständig nackt? Sie hatten keinen Schleier, weder vor der Brust, noch um die Hüften, noch sonst irgendwo?

Pimprenette: Oh, nein, bitte! Wenn es ganz genau sein soll, so hatte ich allerdings keinen Schleier, das ist wahr; aber Sie haben es ja selbst vorgelesen, ich hatte einen Gürtel!

Der Präsident: Wollen Sie damit sagen, daß es ein Keuschheitsgürtel war?

Pimprenette: Ja, es ist schon etwas der Art. Der Gürtel verbarg...

Der Präsident: Er verbarg! Er verbarg! Das Protokoll sagt doch, daß er schmal war; was kann er da verborgen haben! (Lachen unter dem Publikum.) Auf jeden Fall verbarg er nichts besonderes. (Neues Lachen und Widerspruch.) Wenn der Lärm fort dauert, lasse ich den Saal räumen. (Zur Angeklagten): Antworten Sie, Fräulein!

Pimprenette: Er verbarg doch immer — die Hauptsache!

Der Präsident: Das ist ein Detail... Sie wollten etwas sagen, Herr Maugis?

Herr Henry Maugis: Nur dieses, daß ich auf die Unparteilichkeit des Gerichtshofes rechne, daß er dieses Detail doch nicht als ganz nebensächlich betrachte. Man wird mich wohl ohne näheres Eingehen auf die Sache verstehn: der Fall ist delikat . . .

Der Präsident, phlegmatisch: Das Gericht wird das in Betracht zu ziehen haben.

Dann geht Herr Jupais zum Verhör des Jules Durand genannt Nathanael über. Der Direktor des Imperia-Theaters protestiert „im Namen einer ganzen künstlerischen Vergangenheit“ — er geht damit wohl etwas zu weit — und beteuert die Lauterkeit seiner Absichten. Dann geht man zur Vernehmung der Zeugen über. Die Anklage hat nur einen einzigen zitieren können: den Polizeikommissär, der sich darauf beschränkt sein Protokoll zu bestätigen.

In diesem Augenblicke scheint sich die Staatsanwaltschaft, vertreten durch einen stark pomadisierten, schwarzhaarigen Herrn, der bis dahin die Morgenzeitungen gelesen hatte, für die Verhandlung zu interessieren. Mit einem starken provenzalischen Akzent wirft er dem Kommissär die Trockenheit seines Berichtes vor.

— Mein Gott! erwidert der Kommissär, ich habe nie ein Protokoll für den Ort gehalten, um Literaturproben abzulegen . . .

— Und Sie haben nicht einmal ein einziges Wort gefunden, um diese ekelerregende Schaustellung

zu brandmarken! Denn sie war doch ekelerregend, nicht wahr?

Da der Kommissär schweigt, wiederholt der Präsident Jupais, der mit schelmischen Augen die künstliche Entrüstung des Staatsanwaltes betrachtet, die Frage:

— Der Staatsanwalt fragt, ob Sie die Darstellung der Angeklagten ekelerregend gefunden haben?

— Oh, nein, Herr Präsident, mich hat sie nicht empört.

Schreckliche Entrüstung des Staatsanwaltes:

— Also während die Angeklagte sich den Blicken der Zuschauer darbot, nur mit einem schmalen Gürtel bekleidet, wie Sie selbst sagen, Herr Kommissär, fanden Sie das ganz natürlich! Eine sonderbare Art bei einem Beamten, das muß ich sagen, und ich hoffe, daß Ihre Vorgesetzten sich dessen erinnern werden.

Die Verteidigung gerät nun aber auch in Aufregung: der Advokat Guitter bemerkt, daß der öffentliche Ankläger nicht das Recht hat, einen Zeugen zu bedrohen; Henry Maugis drückt denselben Gedanken in humoristischer Form aus:

— Unter dem Vorwande, daß der Gürtel zu schmal sei, will man hier den Kommissär breit treten.

— Billiger Wit! ruft der Staatsanwalt.

— Billig? antwortet Herr Guitter. Warum zeigen Sie denn nicht Ihren Wit? wir wären recht dankbar dafür.

Der Präsident beeilt sich den Zwischenfall zu schließen; er kommt wieder auf sein Steckenpferd zurück:

— Sprechen wir also von diesen famosen Gürtel! Daß er schmal war, wird nicht bestritten; aber das Fräulein behauptet, daß er genügt habe, um das zu verbergen, was sie mit einer Beschönigung, die wir beibehalten wollen, um die Öffentlichkeit nicht ausschließen zu müssen, die Hauptsache nennt. Ist die Erklärung der Angeklagten richtig?

Der Zeuge: Jawohl, Herr Präsident.

Herr Gutter läßt durch den Zeugen feststellen, daß Pimprenette während und nach der Szene, wo der Henker die schöne Ismene entkleidet, vollständig unbeweglich blieb.

Der Staatsanwalt: Ich sehe die Wichtigkeit dieser Frage nicht...

Herr Gutter: Und doch ist sie äußerst wichtig.

Henry Maugis: Erinnern Sie sich, meine Herren, daß wir auf Ersuchen des Herrn Senators Lagourde angeklagt sind. Dieser Politiker hätte uns doch eigentlich dafür dankbar sein sollen, daß wir etwas vertuscht haben. Und da der Herr Staatsanwalt den zu trockenen Ton des Protokolls getadelt hat und vom Kommissär den persönlichen Eindruck über die Schausstellung hat wissen wollen, über die er pflichtgemäß berichtete, so glaube ich, daß es auch mir gestattet ist, eine entsprechende Frage zu stellen und von dem Zeugen eine

Außerung zu erbitten über die Figur des Fräuleins Bimprenette von Folligny.

Der Staatsanwalt, lebhaft: Meine Herren! Dies ist aber doch zu stark! Welche Nachsicht immer man auch mit einem Journalisten haben mag, der den edlen Beruf eines Advokaten seit so vielen Jahren nicht mehr ausgeübt hat und deshalb die Gebräuche vergessen haben mag, so werden Sie doch nicht gestatten, daß er es an der schuldigen Achtung vor dem Gerichte fehlen läßt!

Henry Maugis: Ich glaube nicht, es den Herren Richtern gegenüberan der schuldigen Achtung fehlen gelassen zu haben, und bin überzeugt, daß sie die Rechte der Verteidigung achten werden; ich bestehe also darauf, daß der Herr Präsident dem Zeugen diese Frage vorlegte, die doch recht einfach ist und in der der Herr Staatsanwalt, trotz aller seiner professionellen Erfahrung nichts anstößiges wird entdecken können: Hat Fräulein Bimprenette von Folligny, die auf der Bühne des Imperia-Theaters erschienen ist, eine gute oder eine schlechte Figur?

Der Präsident, resigniert zum Zeugen: Haben Sie den Verteidiger gehört? Antworten Sie.

Der Zeuge: Sie hat zweifellos eine sehr gute Figur.

Der Staatsanwalt, bitter: Als wenn die Schönheit eine Entschuldigung sein könnte!

Henry Maugis, ruhig: Beruhigen Sie sich, Herr Staatsanwalt, ich werde nicht dafür

plädieren, daß sie eine Entschuldigung ist . . . sondern eine Rechtfertigung!

Der Präsident gestattet dem Polizeikommissär sich zurückzuziehen; er verkündet, daß man nun die Entlastungszeugen vernehmen werde, was unter dem Publikum Flüstern und Scherze veranlaßt, da die meisten der Zeugen mehr oder weniger Liebhaber Pimprenettes waren.

Schauspieler, Autoren und Kritiker folgten aufeinander, die alle dem Talente der Schauspielerin, die das „Straßenmädchen“ freiert hatte, und ihrer Schönheit Achtung zollten.

Leo Payet, der Verfasser der „Schönen Ismene“ beansprucht — mit großem Aufwande von Energie, da er nichts riskierte — die Verantwortung für das beschuldigte Schauspiel zu übernehmen: Pimprenette, die engagiert worden ist, um sein Mimodrama darzustellen, hat sich genau an die Vorschriften des Szenariums gehalten, das übrigens bei den Akten liegt. (Einer der Beisitzer scheint von diesem Beweisgrunde betroffen zu sein, er wendet sich an den Präsidenten, der ihm das Schriftstück überreicht.)

Der berühmte Mime Adonis Levy (wie schön er seinen Eid leistet, der Schlingel!) beteuert, daß er die Mitwirkung bei einem Stücke verweigert haben würde, das er nicht für künstlerisch gehalten hätte.

Die Beamten des Imperia-Theaters bestätigen, daß keine einzige Vorstellung des Mimodramas den

geringsten Protest hervorgerufen habe, vielmehr mit der Schlußzene stets großen Enthusiasmus.

Der Regisseur Theophanes bezeugt, daß häufig hochstehende Persönlichkeiten gekommen seien, um Bimprenette in ihrer Loge zu beglückwünschen; er führt namentlich den Kolonienminister Herrn Biohard an.

Endlich verliest man die Briefe des Herrn Granbirbe und Lachaire, Mitglieder des Théâtre Français, die erklären von der Sache nichts zu wissen — da ihre Beschäftigung und ihre Geschmacksrichtung ihnen nicht gestatten in eine Musikhalle zu gehn — die aber, in Erinnerung an die interessante Schöpfung des „Straßenmädchens“ recht lebhaft wünschen, daß ihre junge Kameradin freigesprochen werde.

Der Präsident erteilt dem Staatsanwalte das Wort. Die Einleitung ist verheißungsvoll.

— Meine Herren, ich werde Ihre geneigte Aufmerksamkeit nicht mißbrauchen. Es ist nicht angebracht, daß eine Geschichte dieser Art, wie notorisch auch die darin verwickelten Personen sein mögen, den Lauf der Gerechtigkeit aufhalte.

Darüber spricht er eine lange Stunde, verworren, überschwänglich und feierlich — mit großer Stimmverwendung und Aufwand von doppelten und dreifachen Konsonanten . . . und heftigen Armbewegungen, die unter dem Talar sein Hemd bis an die Schulter sehen lassen:

— Es war nötig, daß eine dieser schamlosen

Kreaturen, die sich, um, ich weiß nicht welche widerlichen Triumphe zu feiern, nackt dem Lichte der Rampe aussetzen, sich den gierigen und lüfternen Blicken einer Bande von Wollüstigen preisgeben, hierher gezerrt werde, ans helle Tageslicht des Gerichtes, um verurteilt und bestraft zu werden von unbescholtenen tugendhaften Richtern!

Er brandmarkt diese steigende Flut der schamlosen Schaustellungen, die, wie ein stets wachsender Strom von Schmutz, bald das schöne Paris in ein modernes Babylon verwandeln würde, wenn man dem nicht Einhalt täte! Er spricht auch von der Entartung Roms, der Verderbnis Byzanz', von Bacchanalen und Saturnalien. Er kündigt an, daß er die wahrscheinlichen Einwände der Verteidigung an der Wurzel fassen wolle.

— Man wird beweisen wollen — man hat es soeben mit großer Unverfrorenheit gesagt, — daß die Schönheit mehr sei, als eine Entschuldigung, daß sie eine Rechtfertigung sei. Man wird sich, das versteht sich von selbst, auf die geheiligten Rechte der Kunst berufen! Aber Sie, meine Herren, lassen sich auf solche vergiftete Sophismen nicht ein, Sie werden antworten, daß Sie keine Schönheit wollen, die nicht mit Schamhaftigkeit geschmückt ist und eine Kunst zurückweisen, die nicht tugendhaft ist. Was die Kunst ausmacht, ist nicht das Talent, . . . Ich sehe, daß man auf der Bank der Verteidiger lächelt . . . Das soll mich nicht abhalten, mit noch mehr Nachdruck zu wiederholen: was die Kunst

ausmacht, ist nicht das Talent, sondern das Ideal. Die rein äußerliche Schönheit der Form verachte ich mit den Herrn Senator Béranger, dessen glühender Bewunderer zu sein ich mich rühme. Erinnert euch dessen, ihr Pornographen mit dem Stifte und mit der Feder, denkt daran: Richopin, Catulle Mendès, Paul Adam, René Maizeroy, Lucien Descaves, denkt daran: Forain, Willette, Steinlen, Louis Morin, Jean Weber, ihr alle, die wir schon verfolgt und verurteilt haben, daß wir euch ohne Unterlaß überwachen.

Ach! ich weiß es nur zu gut! Es ist Mode geworden in gewissen, sogenannten literarischen Kreisen die Courtisane zu feiern! Aber wir sind nicht in Athen, meine Herren, wir sind nicht in Korinth, wir sind nicht in Alexandrien; Herr Joseph Cels in Brüssel hat uns das bewiesen, als er die skandalöse Aphrodite mit Beschlag belegte . . . Und wie sollten wir auch glauben können, uns unter dem Himmel Griechenlands zu befinden, wenn eine gewisse Presse, die den Angeklagten sympathisch gegenübersteht, alle Tage verkündet, daß dieser Prozeß „echt pariserisch“ ist. Beachten Sie es wohl, meine Herren, im Sinne dieser Presse ist man nicht pariserisch und recht lächerlich, wenn man das Laster nicht entschuldigt, was sage ich? nicht lobt, wenn man nicht dem Hinschwinden der guten Sitten Beifall spendet. Nun wohl, meine Herren, mag man auch über mich spotten, ich erkläre gern, daß ich kein solcher Pariser bin! Ich will nichts gemein

haben mit dem Schmutz, ich gehe nicht Arm in Arm mit dem Laster, ich verkehre nicht mit der Prostitution — und, meine Herren, erhobenen Hauptes, die eine Hand auf dem Gesetze, die andere auf meinem Gewissen, trete ich vor Sie hin und fordere Gerechtigkeit!

Nach dieser schönen Probe von Beredsamkeit stieg der ungestüme Staatsanwalt von den Höhen herab, von denen aus er die menschliche Niedertracht beleuchtet hatte, und begann den vorliegenden Fall zu behandeln. Die Schuld ist festgestellt, man bestreitet nichts, weder auf der Bank der Angeklagten, noch auf der der Verteidiger: höchstens beruft man sich auf einen Gürtel, „diesen Keuschheitsgürtel“, wie ihn in geistreicher Weise der Herr Präsident genannt hat, und der vielleicht nichts anderes ist, als eine verdeckte Schamlosigkeit, bestimmt das hervorzuheben, was man doch nicht zu zeigen gewagt hat! Es unterliegt also keinem Zweifel: Adele Mouchois genannt Pimprenette von Folligny hat, indem sie sich entkleidete, auf der Bühne des Imperia-Theaters zur Schau stellte, die öffentliche Schamhaftigkeit verletzt und ist somit der Strafe verfallen, die der Paragraph 330 des Gesetzbuches vorsieht — und Durand genannt Nathanael, der Veranstalter, der den Nutzen daraus gezogen hat, muß als Mitschuldiger bestraft werden.

Einen Augenblick glaubte man, daß die Anklage zu Ende sei . . . Leider!

— Noch ein Wort, meine Herren!

Und der Staatsanwalt erklimmt von neuem die Höhen: er schildert den Richtern, wie ganz Frankreich, das alte tugendhafte Frankreich, und das Ausland, das uns beobachtet und überwacht, auf den Spruch wartet, jenes mit Sorge, dieses mit der schlecht verhohlenen Hoffnung auf ein freisprechendes Urteil, das gewissermaßen den nationalen Niedergang bestätigen würde!

Nachdem der Staatsanwalt das Gericht noch apostrophiert hatte, den Spott des Verteidigers und Journalisten Maugis nicht zu fürchten, hingegen der Klage des sittenstrengen Senators Lagourde gerecht zu werden, bat er um einen Schuldspruch.

Dann setzte sich der öffentliche Ankläger zur Genugthuung aller, während Maugis sich mit einer Ruhe erhob, als habe er sein Leben damit zugebracht, Witwen und Waisen zu verteidigen. Wir veröffentlichen seine Rede nach der Gerichtszeitung:

Verteidigungsrede des Herrn Henry
Maugis.

Meine Herren, von der Anklage, die Sie soeben gehört haben, die so voller blühender Bilder ist, daß ich den Herrn Staatsanwalt im Verdachte haben möchte, etwas überreizt zu sein, wenn er uns nicht bemerkt hätte, mit dem Akzent, der nicht trägt, der Sprache der Wahrheit und der Gascogne, daß er kein Pariser sein will, von dieser Rede habe ich hauptsächlich den Schluß behalten. Zwei Männer wurden bezeichnet, einer, dem Sie trogen sollen,

der andere, dem Sie zu Gefallen sein sollen: nämlich — ich will sie in der Reihenfolge nennen, wie ich sie schätze — die Herren Henry Maugis (das bin ich selbst, meine Herren, ohne jede Eitelkeit) und, mit Respekt zu sagen, der Senator Lagourde.

Bei seinem Gefallen am Gegensätzlichen — wodurch er an Victor Hugo erinnert — hat der Vertreter der Anklage den Vater des Vaterlandes mit einem Glorienschein umgeben, während er mich in den schwärzesten Farben gemalt hat. Er hat mich als einen Witzmacher hingestellt und als einen geschickten Pamphletisten, der es verstände die Lacher auf seine Seite zu bringen. Lassen wir diesen erschwerenden Umstand bei Seite, meine Herren; Sie werden bemerkt haben, daß Sie schon auf meiner Seite waren, ehe ich überhaupt angefangen hatte zu sprechen, und es ist in großmütiger Weise der Herr Staatsanwalt gewesen, der Sie dahin gebracht hatte. Er hat mich auch, oder doch beinahe, einen Gelegenheitsadvokaten genannt und ich nehme diesen Titel in aller Bescheidenheit an; aber man wird mir zugeben, daß die Gelegenheit eine ganz besondere ist und daß ich dieses Kleid habe anziehen müssen, weil Fräulein von Folligny das ihrige Abends im Imperia-Theater auszieht.

Wie dem nun auch sei, der Schluß gefällt mir sehr, wo Sie aufgefordert werden zwischen mir und dem Senator Lagourde zu wählen . . . wobei ich selbstverständlich die für Sie doppelt beleidigende Annahme zurückweise, Sie könnten sich durch

meine Ränke einschüchtern, oder durch die mögliche Erkenntlichkeit des vorbenannten Senators verführen lassen. Mit diesem Vorbehalt also finde ich die Alternative, die man Ihnen vorschlägt, recht annehmbar, denn indem ich Sie bitte Pimprenette freizusprechen, verlange ich damit die Beurteilung des Senators Lagourde, die ich beantrage — eine ganz „moralische“ Beurteilung versteht sich, für einen Mann, der sich so sehr um Moral kümmert.

Der Präsident: Können wir nicht die Person des ehrenwerten Senators beiseite lassen? ... Der hat doch nichts mit dem Prozeß zu tun.

Henry Maugis: Entschuldigen Sie, Herr Präsident, der ganze Prozeß liegt da; er würde ja überhaupt nicht stattgefunden haben, wenn der Senator Lagourde keine Beschwerde bei der Generalanwaltschaft eingereicht hätte. Die Angeklagten sind beschuldigt sich gegen das öffentliche Schamgefühl vergangen zu haben; ich mache mich aber anheischig zu beweisen, daß niemandes Schamgefühl verletzt ist, mit Ausnahme dieses Herrn Lagourde, da er sich beschwert; und wenn ich nun feststelle, daß er sich zu Unrecht beschwert und sogar in scheinheiliger Weise, dann bleibt keiner mehr übrig, der verletzt ist, woraus folgt, daß eine Verletzung nicht stattgefunden hat und daher die Freisprechung von selbst erfolgen muß. Sie sehen also, meine Herren, daß ich, ohne meine Pflicht als Advokat schwer zu verletzen, nicht davon abstehe kann, vom Herrn Senator Lagourde zu sprechen.

Der Präsident: Ich würde es mir sehr vorwerfen, wenn ich auch nur im geringsten die Rechte der Verteidigung schmälern wollte; doch bitte ich Sie wenigstens allzu heftige Ausdrücke vermeiden zu wollen, die . . .

Henry Maugis: Ich werde auf jeden Fall trachten, nur entsprechende Ausdrücke anzuwenden! Vergessen wir übrigens für einen Augenblick Herrn Lagourde und stellen wir einmal vorläufig fest, daß in diesem Prozeß etwas anormales ist. Fräulein Folligny wird als Haupturheberin des Vergehens angeklagt und ihr Direktor nur als Genosse! Aber ist denn Fräulein Pimprenette schuldig? Der Autor der „Schönen Ismene“ hat Ihnen vorhin auseinandergesetzt, daß meine Klientin nur den Angaben des Szenariums gefolgt ist, und beanspruchte daher für sich die Verantwortlichkeit für das Vergehen, wenn ein solches vorliegt. Übrigens täuschte sich Herr Leo Payet: der verantwortliche Urheber des Vergehens sitzt auf der Anklagebank, es ist der Direktor des Imperia-Theaters, der das beklagte Stück aus freier Entschließung angenommen und aufgeführt hat, während Fräulein Folligny, die engagiert war, um eine Rolle in der „Schönen Ismene“ zu spielen, ihrem Kontrakte nach diese Rolle nicht zurückweisen konnte, ob sie ihr zusagte oder nicht, ob sie züchtig war oder nicht. So ist es also der Direktor Nathanael, der es gewollt und in allen Teilen befohlen hat: dieser ist der einzige Schuldige und Sie müssen seine Schauspielerin von der Anklage lossprechen.

Ich will aber darauf nicht näher eingehen, denn meine Anschuldigung des Direktors ist ganz ohne festen Boden; ich habe nur der Form nach andeuten wollen, wie ungerecht die Verurteilung meiner Klientin wäre, wenn Sie der Ansicht sein sollten, daß ein Vergehen vorliege. Ich gehe aber noch weiter und erhebe mich zu der beruhigenden Auffassung La Palisses, indem ich behaupte: Fräulein Pimprenette ist nicht schuldig, weil keine Schuld vorliegt.

Man beschuldigt sie der Verletzung des öffentlichen Schamgefühls, aber man stellt die Schuld nicht fest, wenn man feststellt, daß die Schauspielerin nackt war, oder höchstens sehr wenig bekleidet, mit einem Gürtel, so schmal wie die Begriffe des Herrn Staatsanwalt es über Kunst. Ich weiß nicht, ob dieses Überbleibsel einer Bekleidung das Schamgefühl irgend jemandes verletzen kann; sicher ist nur, daß weder im Verlaufe der fünfundvierzig Vorstellungen, die dem Protokoll vorausgegangen sind, noch in den siebenzig darauf folgenden (die 116. ist für heute Abend angezeigt), einer der Zuschauer in irgend einer Weise kundgegeben hat, daß er sich in seinem Schamgefühl beleidigt gefunden habe; und wenn das der Fall ist, so scheint es mir festzustehen, daß eine Verletzung desselben nicht stattgefunden hat. Ich erinnere mich daran, daß der Herr Polizeikommissär gesagt hat, er habe nichts ekelerregendes gesehen.

Aber man wirft mir ein, es sei das Schamgefühl des Herrn Lagourde da! — und damit

kommen wir zu unserem gewerbsmäßigen Anzeiger. Aber Herr Lagourde hat die „Schöne Ismene“ gar nicht gesehen, er hat nie den Fuß ins Imperia-Theater gesetzt: welche Vorrechte auch unsere Parlamentarier haben mögen, ich glaube doch nicht, daß es ihnen gestattet ist zu behaupten, durch etwas beleidigt zu sein, was sie nicht gesehen haben. Also? Ist sein Schamgefühl so empfindlich, daß es schon durch den Gedanken verletzt wird, es könnte durch ein Schauspiel verletzt werden, dem er nie beiwohnen wird? Und sollen wir unter dieser wirklich eigentümlichen Überempfindlichkeit leiden? Sollen wir die Dusche bekommen, wenn der Senator Unfinn redet?

Ist es wirklich ein patriotisches Interesse für die Moralität Frankreichs, die den Herrn Senator Lagourde beseelt? Ich glaube es nicht: es ist eher denke ich, eine besondere Manie, gleich jener, die Flaubert in seinem Bouvard und Pécuchet beschrieben hat. Sie erinnern sich gewiß der Stelle:

„Wo man Menhire findet, hat ein obszöner Kultus bestanden . . . Im Altertum hatten die Türme, die Pyramiden, die Kerzen, die Brellsteine, sogar die Bäume die Bedeutung eines Phallus — und für Bouvard und Pécuchet wurde alles ein Phallus. Sie sammelten Stuhlbeine, Riegel, Stößer aus Apotheken. Wenn man zu ihnen kam, fragten sie: „An was erinnert Sie das?“ und vertrauten einem dann das Geheimnis an —, und wenn man dagegen protestierte, zuckten sie mitleidig die Achseln.“

So wie Bouvard und Pécuchet die Phallomanie hatten, hat der Senator Lagourde die Uteromanie und seine Moral, seine berühmte Moral ist, wie man das glücklich bezeichnet hat, nur „sexuell.“ So daß dieser Champion der Tugend in Wirklichkeit nur ein Kranker ist, oder doch wenigstens krankhaft, auf den das Wort Joseph Renauds wie geprägt zu sein scheint: „Wer überall bei schönen Sachen schlechte Absicht sieht, ist entartet.“

Ich weiß recht gut, daß der Herr Staatsanwalt behauptet, die Zuschauer des Imperia-Theaters seien Wüstlinge; aber um so weniger können sie in ihrem Schamgefühl beleidigt sein, da sie ja keins haben. Doch denke ich, daß bei etwa fünfzehnhundert Zuschauern in jeder Vorstellung, hundertsiebzigtausend Menschen Pimprenette in der „Schönen Ismene“ gesehen haben; es scheint mir nun unmöglich, daß bei allen diesen hundertsiebzigtausend Menschen das Schamgefühl völlig geschwunden ist; und ich gelange daher zu dem Schlusse, daß die Schaustellung Pimprenettes nicht anstößig ist, weil sie keinen beleidigt hat, selbst nicht Leute, die sich nicht, wie der Herr Staatsanwalt sich so kräftig ausgedrückt hat, im Schmutz wälzen und mit der Prostitution Arm in Arm gehen. Die Schönheit der Künstlerin berechtigte eine Szene, die von einer alten Bettel, von einem häßlichen Frauenzimmer mit schlappen Brüsten und krummen Beinen gespielt, allerdings unanständig gewesen wäre. Das ist die Theorie, die ich im Anfange der

Debatte andeutete und die den Herrn Staatsanwalt so ausbrachte, daß ich einen Augenblick für den Vertreter der Anklage fürchtete.

Nun, da seine Rede gehalten ist, kann ich schon eher diese Theorie riskieren und sie entwickeln, in der Überzeugung, daß Sie nicht zu denen gehören, die mit dem Senator Lagourde und auch mit dem Herrn Staatsanwalt die Schönheit ächten, er sei denn, sie verberge sich in sackähnlichen Kleidern. Da jede Vorstellung des Nackten in den kurzfristigen Augen des Senators Lagourde unanständig ist, wird er ohne Zweifel eines Tages die Schließung der Museen verlangen; denn er hat uns gesagt, — wenn er es nicht war, so war es einer von seinen Leuten, — er gäbe nicht zu, daß dem Talente ein besonderes Privilegium eingeräumt werde; das bedeutet eine Verurteilung unserer Literatur und unserer Kunst. Meine Herren, ich glaube, Sie werden auf solche Ueberrheiten doch nicht reagieren und die Meisterwerke der Maler oder Bildhauer verdammen! Die meisten der Zeugen aber, vom Polizeikommissär angefangen, haben Ihnen gesagt, auf mein Verlangen (und trotz dem Herrn Staatsanwalt, der die Bedeutung dieser Frage nicht begriff), welch ein Wunder von harmonischer Grazie der Körper Pimprenettes ist; mein Kollege Gutter hat außerdem feststellen lassen, daß meine Klientin, während sie nackt war, vollständig ohne Bewegung geblieben ist (der Herr Staatsanwalt begriff auch diese Frage nicht!). Die

Unbeweglichkeit aber, — die ein unvergeßlicher General als „die schönste Bewegung der Soldaten“ bezeichnet hat — ist, wenn ich nicht irre, ein charakteristisches Merkmal der Statuen . . . Wenn man nun in der Schlußzene der „Schönen Ismene“ für Pimprenette eine Statue an ihre Stelle setzte, vielleicht einen Abguß ihres prachtvollen Körpers, dann würden Sie, meine Herren, zweifellos der Meinung sein, daß die Vorstellung nichts strafbares hätte. Ich kann es nicht begreifen, daß es schlimmer sein soll, wenn man das Modell selbst ausstellt und erbitte für mich die Erlaubnis, das Originalmeisterwerk der Kopie vorzuziehen, die lebende Statue dem Abguß aus Gyps!

* * *

Der Advokat Nathanaels, Herr Edmund Gutter sprach darauf, mit weniger Phantasie und mehr juristischem Wissen. Er führte einen der Gründe an, den Maugis, der eher für den Angriff als für die Verteidigung veranlagt ist, nur angedeutet hatte; er zeigte deutlich, daß man, selbst wenn man das Vergehen als geschehen betrachten wollte, Pimprenette nicht zur Verantwortung ziehen könne, da sie durch ihren Kontrakt gebunden war, und in Folge dessen müsse Nathanael, der als Mitschuldiger angeklagt sei, wie seine Schauspielerin freigesprochen werden: denn, wie kann man wohl jemanden als Genossen einer „Unschuldigen“ verurteilen?!

Als die Reden zu Ende waren, hob der Präsident die Sitzung auf und das Gericht zog sich zur Beratung zurück. Bei der Wiederaufnahme der Sitzung setzte der Präsident Jupais das Auditorium in Erstaunen, als er verkündete:

— In acht Tagen wird das Urtheil gesprochen!

Sofort eilten alle ins Freie. Man beglückwünschte die Angeklagten und ihre Verteidiger und erging sich in Vermutungen über die Gründe, die das Gericht wohl bestimmt haben mochten, die Verkündung des Urtheils aufzuschieben. Georg Michel sprach die wichtige Meinung aus, daß etwas dabei sei. Andere aber begannen zuzugeben, daß eine Freisprechung möglich sei.

Am folgenden Tage verbreitete sich das Gerücht, daß eine Meinungsverschiedenheit zwischen den Richtern diesen Aufschub verschuldet habe: der eine der Beisitzer sei für Freisprechung gewesen, der andere für eine gelinde Verurteilung des Prinzips wegen, mit Strafaufschub. Und der Präsident zauderte.

— Das war sonderbar!

Ja, Jupais, der Streber Jupais, dessen Dienstbeflissenheit gegenüber einflußreichen Parlamentariern nie eine Gelegenheit vorübergehen ließ, ohne sich platt hinzulegen, Jupais zauderte die Nachsicht des Senators Lagourde zu befriedigen! Man zweifelte aber nicht, daß er es doch noch tun werde: da ein Platz am Appellhofe frei war, würde er sich doch sicher nicht einen so einflußreichen Protektor verfeinden!

Irrtum! Acht Tage darauf verkündete der Präsident Jupais die Freisprechung Pimprenettes und Nathanaels durch ein Urtheil, das die Beteiligten mit Spannung erwarteten:

„In Anbetracht, daß das Fräulein Mouchois, genannt von Folligny, sich mit Recht darauf beruft, daß ihr Kontrakt ihr nicht gestatte irgend eine Rolle zurückzuweisen, die ihr Direktor ihr gebe; daß außerdem der Erfolg, den sie mit früheren Rollen gehabt, es wahrscheinlich macht, daß sie andere Rollen vorgezogen haben würde, wenn sie die Wahl gehabt hätte, um ihr Talent als Schauspielerin lieber zu zeigen, als nur ihre plastischen Vorzüge; in Anbetracht der erwiesenen Tatsache, daß sie nichts getan habe, um die vorgebliche Anstößigkeit der Darstellung, der sie sich nicht entziehen konnte, zu vergrößern:

In Anbetracht dessen, daß unter diesen Umständen die Schuld, die aber noch unerwiesen ist, nicht Fräulein Mouchois, genannt von Folligny, zur Last gelegt werden könne;

In Anbetracht ferner, daß in Bezug auf Durand, genannt Nathanael, wenn er auch vielleicht, als er die Schaustellung vorbereitete, nicht so edlen Motiven gehorchte, wie er vorgibt, — es bei dem jetzigen Stande der Anklage, worin er nur als Mitschuldiger der Schauspielerin erscheint, nicht angezeigt ist zu untersuchen, ob das von ihm aufgeführte Schauspiel eine Verletzung des Schamgefühls bedeute, sondern nur ob Durand, genannt

Nathanael, die Schuld der Hauptangeklagten geteilt hat;

In Anbetracht dessen, daß die Unschuld dieser vom Gericht anerkannt ist, folglich die Beschuldigung der Theilhaberschaft von selbst entfällt;

Aus diesen Gründen, usw . . .“

Beifallsbezeugungen, die vom Präsidenten aber schnell unterdrückt wurden, begrüßten die Worte dieses Urteils. In den Gängen des Gerichtsgebäudes erregte das Urteil aber große Aufregung:

— Wie? Hätte man das geglaubt? Jupais macht sich unabhängig!

— Seit der Prophezeiung des Todes Caesars hat man nichts so Merkwürdiges gesehen.!



XI.

Ernstes und Heiteres.

Man liest im „Ruy Blas“:

„Eine sehr hübsche Schauspielerin, die kürzlich vor dem Gerichte erscheinen mußte, wurde freigesprochen. Man schreibt diese Lösung natürlich der Beredsamkeit ihres Advokaten zu (einem unserer geistreichsten Kollegen, der bei dieser Gelegenheit das Kleid seiner Jugend wieder angezogen hatte).

Wir glauben aber zu wissen, daß im Gegenteil die Bemühungen des Advokaten-Journalisten nur einen der Richter zu überzeugen vermocht haben und daß besagte sehr hübsche Schauspielerin selbst ihre Sache gewann . . . indem sie sich einfach gegen den Präsidenten des Gerichtes respektwidrig verhielt!

Denn während unser Kollege sprach, sah derselbe, der nicht zuhörte, die Angeklagte an: da streckte diese ihm die Zunge heraus — natürlich keine Zunge von zwei Metern, das nicht! aber der Präsident sah doch ganz deutlich eine ganz kleine

Zungenspitze, die zwischen den rosigten Lippen hervorschimmerte, wie ein zarter Stengel in einer purpurnen Blume . . .

Diese Unehrrerbietigkeit hatte den glücklichsten Erfolg; weit entfernt die Lage zu verschlimmern, hat sie bewirkt, daß der Präsident, der ursprünglich auf Seiten der Anklage stand, dem Beisitzer, der für Freisprechung war, sich zugesellte.

Und dabei muß man unwillkürlich an den König von Frankreich denken, der die Beleidigungen des Herzogs von Orleans nicht bestrafte: der Präsident Zobel ist ein Mann in der Art Ludwigs XII. . . .

Berlassen wir den Gerichtshof nicht, ohne zu melden, daß ein gewisser Präsident, — vielleicht ist es derselbe? — der bisher von einer Anzahl von Politikern, besonders von einem der tugendhaftesten Senatoren, sehr begünstigt war, jetzt in Ungnade gefallen ist; der Sitz am Appellhofe, der ihm verheißen war, ist dem Untersuchungsrichter Herrn Leuwé übertragen worden.“

Man lieft im „Indiskret“:

„Seit mehreren Tagen beklagten sich die Damen aller Klassen, sogar die der höchsten, daß sich im Bois de Boulogne ein Individuum herumtreibe, das vor ihnen obzöne Gesten ausgeführt habe. Gestern wurde der Satyr gefaßt, es ist ein gewisser Camillus Nerviol; als seinen Verteidiger hat er Herrn Maugis genannt. Dieser hat abgelehnt.“

„Unser Korrespondent aus Savaci teilt uns mit, daß der Prinz Mihail aus Gesundheitsrücksichten seinen Posten als Kriegsminister niedergelegt habe. Der Prinz, dem das Klima Moreniens nicht behagt, wird nach Paris ziehen, wo er, wie man weiß, viele Freunde — und auch eine so schöne Freundin hat: es ist für keinen, der sich für das Theater interessierte, ein Geheimnis, daß er einst die reizende P... von F... mit guten, äußerst guten Ratschlägen unterstützt hat. Es sind Briefe ausgetauscht worden, die zwischen dem Grandseigneur und unserer reizenden Schauspielerin eine vollständige Aussöhnung hergestellt haben.“

Man liest im „Gil Blas“:

Unser junger Kollege René de Gernys veröffentlicht unter dem Titel: *Maiglöckchen* seinen ersten Roman, eine bemerkenswerte Studie aus der Theaterwelt. Es scheint, daß „Maiglöckchen“ niemand anders ist, als eine unserer hervorragendsten Schauspielerinnen, die Heldin eines Prozesses, der noch in frischer Erinnerung ist; denn der Roman René de Gernys' ist ein „Schlüsselroman“: wir möchten wetten, daß niemand sich dieses „Schlüssels“ bedienen wird, um damit zu pfeifen.

— Ende.



Verlag von G. Grimm in Budapest

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Prostituierten

Ein Sittengemälde aus unseren
Tagen von Victor Margueritte.

Autorisierte deutsche Uebersetzung.

Preis 3 Kronen 60 Heller. = 3 Mark.

Die Prostitution, diese Pestbeule am Körper der Gesellschaft, das grosse Problem, um das sich Aerzte, Menschenfreunde, Soziologen, Staatsmänner seit langer Zeit eifrig bemühen, ohne bisher eine Lösung gefunden zu haben, es bildet den Gegenstand dieses Buches. Ein „roman expérimental“ im besten Sinne des Wortes. Der Verfasser will damit zur Heilung einer schweren sozialen Krankheit beitragen und da gilt es vor allem, den Ursachen des Uebels nachzugehen. Er sucht die Wahrheit und nichts als die Wahrheit. **Mit schonungsloser Hand** reiss er die Hülle weg von den Sünden der sogenannten guten Gesellschaft und von den törichtten Einrichtungen einer barbarischen Administration. Er führt den Leser in die Dachkammern der Paläste und Mietskasernen, wo die Dienstboten beiderlei Geschlechtes in schrankenloser Unzucht leben und wo die Hausmägde die wehrlose Beute der Dienstherrn und Familiensöhnchen sind, die ihnen ohne Skrupel ihre aus den Lasterhöhlen mitgebrachten Krankheiten mitteilen. **Der Verfasser erschliesst vor uns die Türen der grossstädtischen Freudenhäuser höherer und niedriger Ordnung**, wo das Weib käuflich ist und wo sich nur zu oft die widrigsten Orgien abspielen. **Er zeigt uns den ganzen Apparat der Sittenpolizei** mit ihrem verknöcherten Bureaukratismus, ihrer Untersuchungs-Abteilung, ihren Gefängnissen und Lazaretten; eine Hölle, aus der jedes Weib, und mag es selbst sittlich heil hineingeraten sein, nur völlig verderbt, als ein Werkzeug der Ansteckung wieder in die Gesellschaft zurückkehrt.

Seitdem der grosse Meister Emile Zola die Augen geschlossen, ist keine soziale Studie von so gewaltiger Wirkung geschrieben worden.

Verlag von G. Grimm in Budapest

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kulturmenschen

Roman von Claude Farrère.

Autorisierte deutsche Uebersetzung.

Preis 3 Kronen 60 H. = 3 Mark.

**Von der Goncourt-Akademie mit dem
Preise von 5000 Franken ausgezeichnet.**

Verlag von G. Grimm in Budapest

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Frauenärzte

Pariser Sittenroman von Victorien du Saussay

Autorisierte deutsche Uebersetzung

Preis 3 Kronen 60 Heller. = 3 Mark.



In gleicher Ausstattung, mit Bildern von
Art. Scheiner erschienen im Verlage von
G. GRIMM in BUDAPEST:

Tristan Bernard:

Zwei Frauenfreunde.

Charles-Henri Hirsch:

Ein Alter Mordskerl.

Pierre Louys:

Der Mann im Purpur u. A.

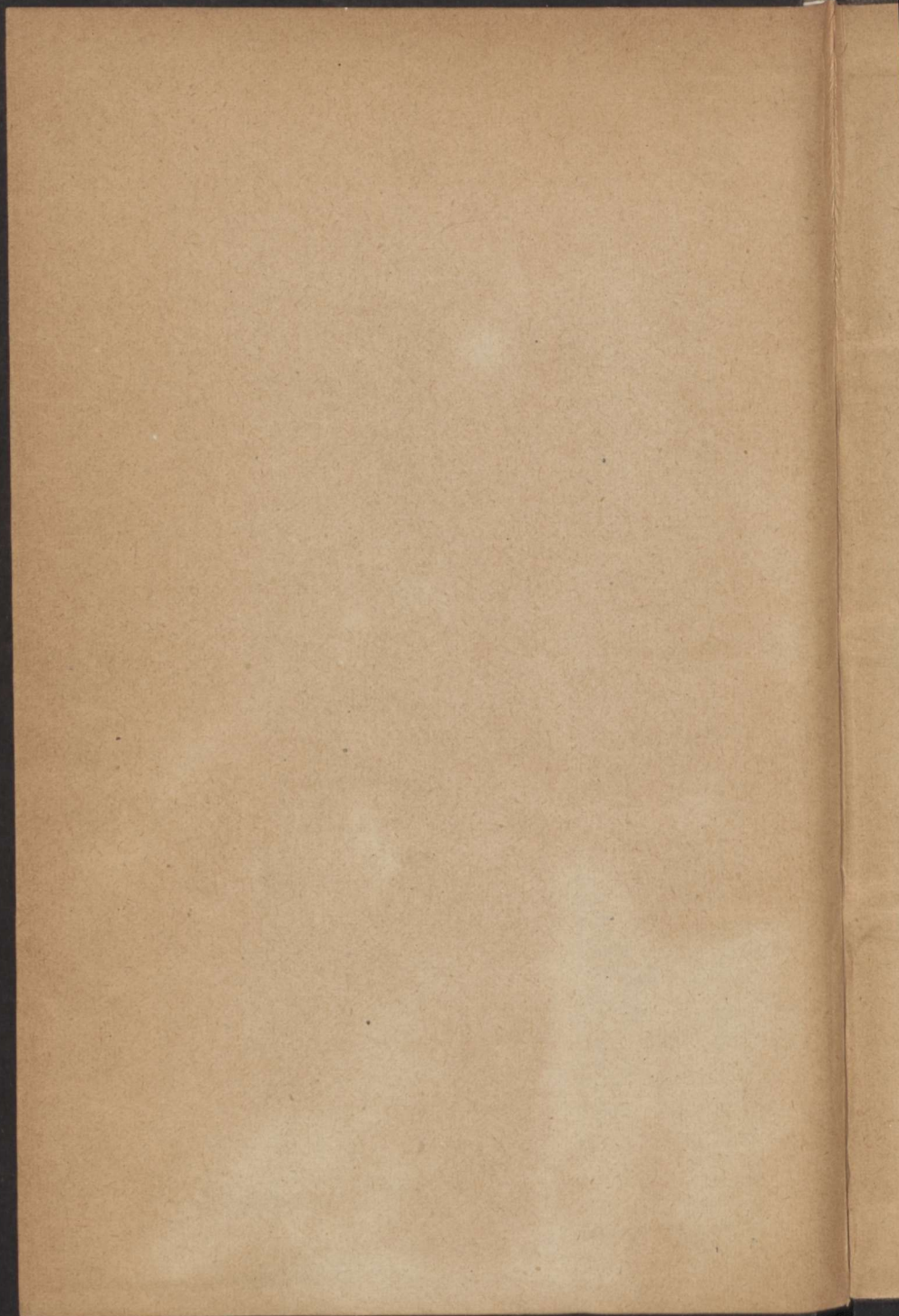
Pierre Valdagne:

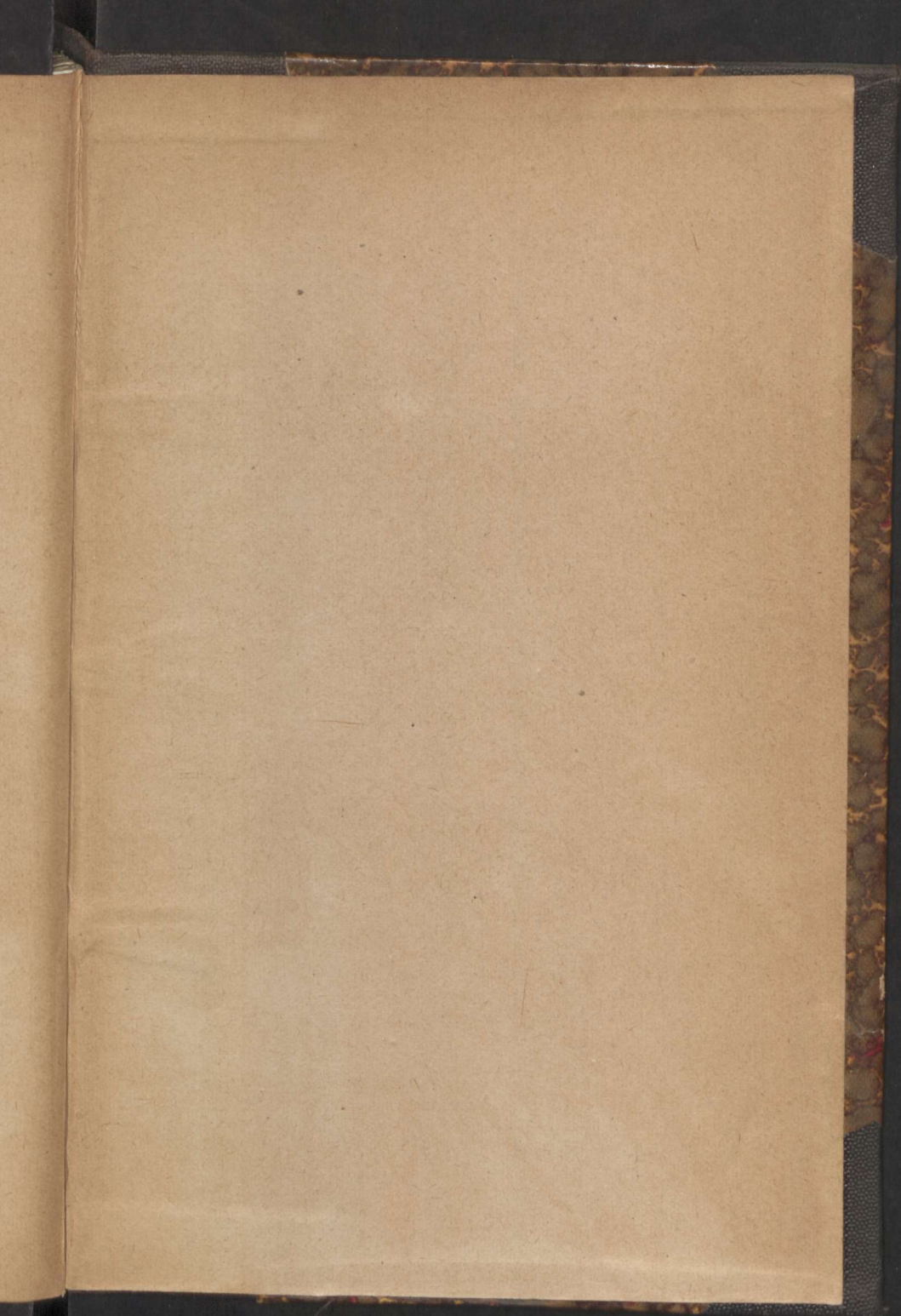
Die Lehren Lisbeth Lottins.

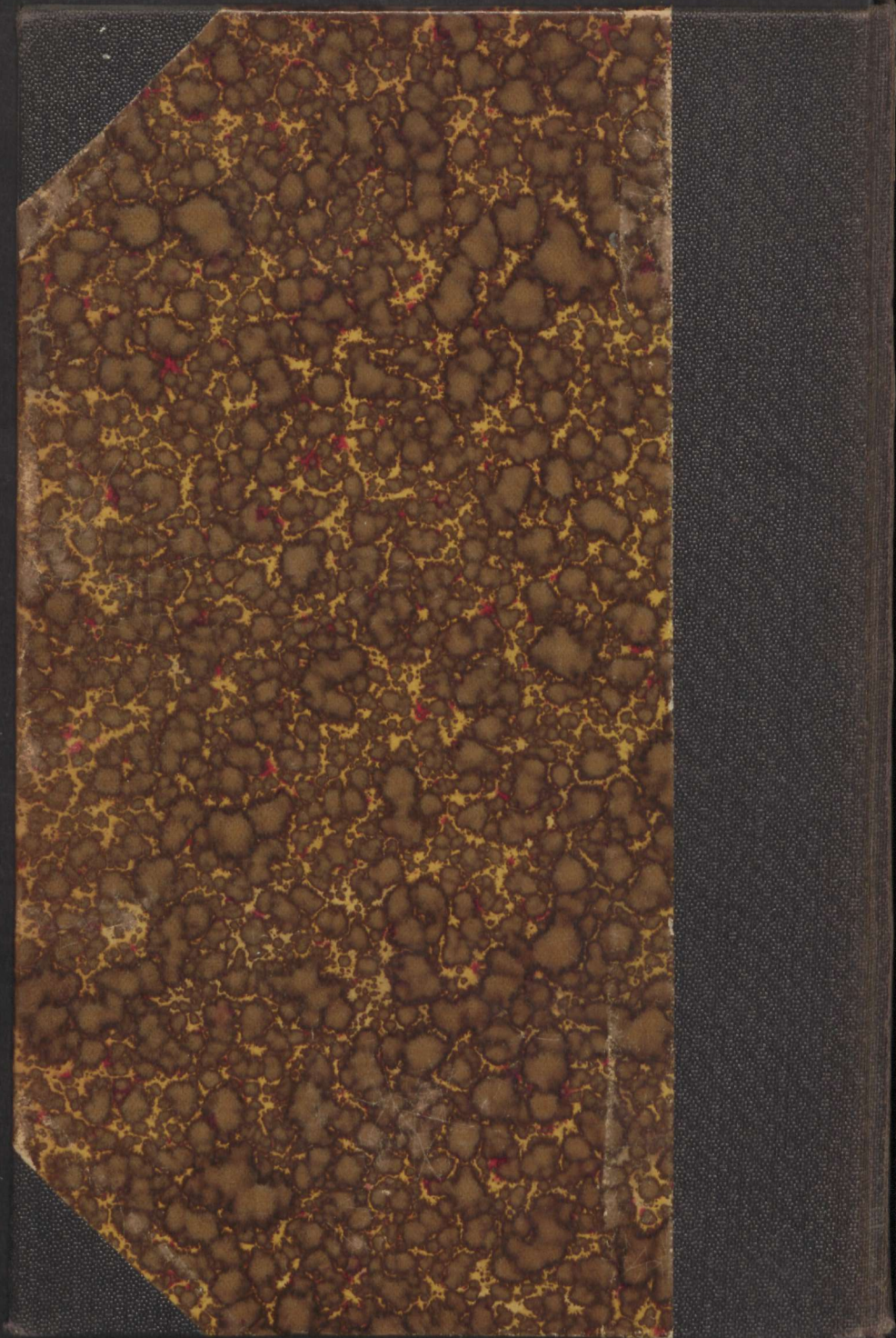
Jeder Band 3 Kronen = 2.50 Mark.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.









54.781

WILLY

Pimprenett

N.M.